

CAPRI 25

Zeitschrift für schwule Geschichte



Manfred Herzer

»Wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert«?
Griechische Liebhabereien und antigriechischer Geschmack in Alt-Wien

2

Karl Maria Kertbeny

Platonismus

20

Die Kontroverse um Franz Grillparzers Homosexualität im Jahre 1904:
Hans Rau, Numa Praetorius, Felix Poppenberg

23

Günter Grau

Leipzigs Drittes Geschlecht

27



Verlag Kreisende Ringe
(Max Spohr) Leipzig 1900

HERAUSGEBER: Schwules Museum, Mehringdamm 61, 10961 Berlin ☎ 030-693 11 72

REDAKTION: Manfred Herzer, Blücherstraße 61, 10961 Berlin

E-Mail: Homo2000@aol.com

DRUCK: Schwulenreferat des AstA der Freien Universität Berlin

ISSN 1431-8024

März 1998

»Wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert«? Griechische Liebhabereien und antigriechischer Geschmack in Alt-Wien

1. Vorbemerkung

Über die Frage zu streiten, ob Franz Schubert schwul war oder nicht, ist ein wenig peinlich, weil es sich hierbei nicht um einen Historikerstreit handelt, sondern um einen »Glaubenskrieg« mit durchaus komischen Zügen. Es gibt keine historischen Dokumente oder Quellen, die Schuberts Homosexualität beweisen. Es gibt nur das mit beträchtlicher Überzeugungstreue verkündete Dogma von dem wilden schwulen Sexualleben des Musikers. Bei meiner Beschäftigung mit diesem Gegenstand stieß ich jedoch auf einige Fragen, die mir ebenso interessant wie schwierig zu beantworten schienen, Fragen, die die Männerliebe in Wien um 1800 betreffen und denen ich im Folgenden nachgehen will. Warum gibt es keinerlei Hinweise auf mehr oder weniger subkulturelle Lebensformen der Wiener Päderasten, Sodomiter, Knabenschänder in den Jahrzehnten zwischen 1750 und 1850? Ist die Unbeweisbarkeit irgendwelcher hetero- oder homosexueller Aktivitäten bei den drei bedeutendsten Wiener Künstlern jener Zeit, bei Ludwig van Beethoven, Franz Schubert und Franz Grillparzer nur ein zufälliges Zusammentreffen, oder zeigt sich hier Zeittypisches, die Abwesenheit einer schwulen Subkultur und eine asketische »ideelle« Homosexualität als damalige Normalform schwuler Lebensweise? Auf solche Fragen soll die folgende Kritik der Ansichten von Schwandt und Solomon abzielen und mögliche Antworten zur Diskussion stellen.

2. Dreimäderlhaus andersrum

Ist noch in der Überschrift des hier zu kommentierenden Aufsatzes¹ von »Indizien und Argumenten« die Rede, die für eine »wahrscheinliche Homosexualität« Schuberts sprechen sollen, so wird im Text selbst eigentlich nur noch eine Glaubensgewissheit zelebriert, die keine Zweifel und Fragen mehr zulässt: Schubert war homosexuell, wer dies nicht glaubt, ist hoffnungslos dem altmodischen Schubert-Kitschbild aus Emil Bertés Operette *Dreimäderlhaus* verfallen. Vermeintliche Indizien und Argumente für die Homosexualitäts-These verwandeln sich unter der Hand in Steine für ein Dogmengebäude. Als Grundlage dienen die Thesen des amerikanischen Musikologen Maynard Solomon,

¹ Christoph Schwandt, »Unaussprechlich, unbegriffen«. Indizien und Argumente aus Leben und Werk für die wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert, in: *Musik Konzepte*, Heft 97/98, Oktober 1997, S. 112-194; Kurzfassungen dieses Aufsatzes sind erschienen u. a. in: *Frankfurter Rundschau* vom 26.7.1997 und in: *LAMBDA-Nachrichten*, Nr. 2, 1997, S. 42-45.

der seit 1981 die Lehre von des Komponisten Homosexualität verkündet.

Im Jahre 1868 hat sich der Journalist Ludwig August Frankl aus einem Gespräch, das er mit Schuberts Freund Franz von Schobert geführt hatte, das Folgende notiert: »Schubert verwilderte, er lief vor die Linien, trieb sich in Kneipen herum, freilich auch in ihnen seine schönsten Lieder komponierend, wie er dies auch im Spital tat [...], wohin er durch übermäßig wollüstig-sinnliches Leben und dessen Folgen gelangte.« (Deutsch 1966, S. 304) Gewöhnlich wird diese Stelle als Hinweis auf die Syphilisinfektion gedeutet, die sich Schubert beim Sex mit weiblichen Prostituierten erworben haben könnte. Schwandt jedoch errät intuitiv, dass Frankls Formulierung »er lief vor die Linien« bedeutet, Schubert sei auf »anonyme Partnersuche, sogenanntes outside-cruising, etwa in einem Park« gegangen und habe sich dort beim schwulen Sex syphilitisch infiziert. (163) Er glaubt, dass das Wort Linien hier gleichbedeutend mit Strich sei und dass »auf den Strich gehen« zu Schuberts Zeiten bedeutet habe: sich einen gleichgeschlechtlichen Sexpartner suchen, was ein Indiz für Schuberts Homosexualität sein soll.

Es ist mir nicht gelungen, für die beiden Annahmen, »auf den Strich gehen« sei in Wien seinerzeit im Sinne von »homosexuelle Kontakte suchen« verwendet worden und »Linie« habe in diesem Kontext das gleiche wie »Strich« bedeutet, irgendeine Bestätigung zu finden. Alle Quellen zur Sexualität in Wien um 1800, die weiter unten diskutiert werden, sagen zum »Strich« das gleiche wie das Grimmsche Wörterbuch:

»Das umherstreichen der dirnen, sowie der weg, die strasse des umherstreichens; zu frühest bezeugt aus der mitte des 17. jhs. [...] vogelfang (mit dem streichnetz) angelehnt: auf den strich gehen und mädchen wie lerchen fangen.« (Grimm 1957, Sp. 1529 f.)

Und zu der Redewendung »vor die Linie laufen« findet sich bei den Gebrüdern Grimm ein Kant-Zitat:

»In sprichwörtlicher anwendung: man sagt auch von jemand, dem es im kopfe übergesprungen ist: er hat die linie passirt KANT 10,234.« (Grimm 1885, Sp. 1043)

Es stellte sich leider heraus, dass alle anderen »Indizien und Argumente«, die Schwandt und Solomon für Franz Schuberts Homosexualität in Anspruch nehmen, von der gleichen Qualität sind wie

das eben geprüfte.

1995 hat Eva Rieger die amerikanische Diskussion — ihr fällt dazu der Ausdruck »Glaubenskrieg« ein — im deutschen Sprachraum bekannt gemacht und dabei Solomons »Indizienkette« als »brüchig« bezeichnet:

»Sie berechtigt kaum zu der raschen Annahme einer gleichgeschlechtlichen Veranlagung.« (Rieger 1995, S. 52)

3. Benvenuto Cellini — ein Homosexueller? — ein Sodomit?

Ohne auf Riegers Einwände einzugehen, folgt Schwandt der Indizienkette Solomons und sieht in einer Stelle im Tagebuch des Schubert-Freundes Eduard von Bauernfeld von 1826 den wichtigsten Beweis für Schuberts Schwulität:

»Schubert halbkrank (er bedarf »junger Pfauen« wie Benv. Cellini). Schwind moros, Schober untätig, wie gewöhnlich. In mir steckt noch Reiseumut und Blut!« (Deutsch 1964, S. 372)

Der bedeutende Schubertforscher Erich Otto Deutsch, der diese Stelle zuerst zitierte, bemerkte dazu, dass der italienische Bildhauer und Goldschmied Cellini es geliebt habe, »Pfauen als Leckerbissen für seine Mahlzeiten zu schießen«. Er meint, dass dies eine Anspielung auf Schuberts übermäßige Esslust sei und verweist auf eine Stelle in einem Brief Bauernfelds an Schubert von 1825, wo Schuberts Fettleibigkeit und Esslust liebevoll ironisch glossiert wird: »Wie geht's Dir, dickster Freund? Ich denke, Dein Bauch wird zugenommen haben; Gott erhalte ihn, u. lasse ihn gedeihen!« (Deutsch 1964, S. 316)

In der Autobiografie Benvenuto Cellini soll aber nach Schwandt/Solomon das Wort Pfau (pavone oder pagone) etwas ganz anderes bezeichnen als den schönen und wohlschmeckenden Vogel, nämlich einen jungen, zu schwulem Sex bereiten Mann. Und wenn Schubert halbkrank ist, weil ihm junge Pfauen à la Cellini fehlen, so bedeutet das, er ist sexuell unbefriedigt und braucht junge männliche Sexpartner, um sich besser zu fühlen. Schwandt ist überzeugt, dass an der Stelle, wo in Cellinis Lebensbeschreibung von der Pfauenjagd die Rede ist, ein »Doppelsinn« (176) vorliegt, dass Cellini seine »metaphernreiche Renaissancesprache« (175) zur Beschreibung einer größeren Serie von schwulen Sexorgien (jeden zweiten Tag brachte ich einen zur Strecke) benutzt habe. Die vermeintlich doppelsinnige Stelle lautet in Schwandts Übersetzung, die kaum von den bekannten Übersetzungen Goethes und Heinrich Conrads abweicht:

»...man hatte fast eine Meile freien Lands wild belassen, auf welchem etliche hiesige Pfauen waren, die dort wie wilde Vögel nisteten. Als ich dessen

gewahr wurde, versah ich meine Büchse mit dem gewissen Pulver, das keinen Lärm macht; dann lauerte ich jenen jungen Pfauen auf, und jeden zweiten Tag brachte ich einen zur Strecke.«

Schwandt behauptet nun, durch die Formulierungen »Pfauen, die wie wilde Vögel nisten« und »dem gewissen Pulver, das keinen Lärm macht« werde jeder Einsichtige mit der Nase darauf gestoßen, dass »eine ganz andersgeartete Vergnügung gemeint ist«, nämlich schwuler Sex. Er zeigt sich damit aber wenig informiert über die Lebensweise von Pfauen und über die damals übliche Methode der Jagd. Dass Pfauen, die in Europa als Haustiere gehalten werden, leicht verwildern können und dann nicht in Ställen, sondern wie wilde Vögel auf Bäumen nisten, weiß Schwandt nicht. Auch weiß er nicht, dass es damals üblich war, für die Jagd »stilles Pulver« zu verwenden. In Zedlers Universallexicon (Leipzig und Halle 1741) heißt es zur Lebensweise der domestizierten Pfauen unter dem Stichwort »Pfau«:

»Es ist etwas schlimmes und unbequemes, daß sie sich nicht gerne einsperren lassen und bey ihrein Umherflügen in Gärten und Weinbergen grossen Schaden thun.«

Und zum »Pulver, das keinen Lärm macht« heißt es dort unter dem Stichwort »Pulver, Schußpulver«, nachdem mehrere Rezepte für »stilles Pulver« genannt wurden:

»Das Pulver, welches nicht knallet, ist eine nützliche und schädliche Erfindung; nützlich ist sie, daß man schüssen kann, ohne das Wild schüchtern zu machen; schädlich, weil man einen vom weiten über den Haufen schüssen kan, ohne, daß es iemand gewahr werde.«

Einen Beleg dafür, dass die seltsame Metaphorik — Pfauenjagd bedeutet Sex zwischen Männern — damals üblich war, können Schwandt/Solomon nicht bieten. Und da Schwandt zu spüren scheint, wie willkürlich diese Deutung der Stelle ist, bietet er zwei Stützargumente, die jedoch seine Spekulation nicht retten können: Weil an der Stelle ein Verzehr der Pfauen unerwähnt bleibt und weil, wie er im Grimmschen Wörterbuch entdeckt haben will, Pfauenbraten nie als Delikatesse galt und auch nie zu therapeutischen Zwecken gegessen wurde, sei hier schwuler Sex gemeint und sonst gar nichts. Sein zweites Hilfsargument glaubt er darin zu finden, dass mit dem Wort Pfau im Italienischen auch ein affektierter, koketter junger Mann bezeichnet werde. Dass Cellini das Wort Pfau in diesem zweiten Sinn gemeint habe, beweist die, ebenfalls nicht belegte Tatsache, dass »Vögel aller Art [als] Synonyme für Knaben und junge Männer« in Cellinis Text verwendet würden. So entdeckt er, dass der Vorname eines Mitarbeiters Cellinis Pagolo ist, also die damals übliche Schreibweise für Paul/Paolo, und dass dieser Name ein bisschen Ähnlichkeit mit dem Wort für Pfauen (pagoni) habe.

Pfau, gebraten, auf englische Art. Zum Braten eignet sich die Pfaubenne oder ein junges, halb ausgewachsenes Pfauhühnchen weit besser als ein erwachsener Pfau, dessen Fleisch zäh und grob zu sein pflegt; junge Thiere sind gewöhnlich während des Winters und Frühjahrs bis zum Beginn des Sommers zu haben. Man rupft sie bis an den Hals, läßt aber diesen nebst dem Kopf mit allen Federn an dem Thier, umwickelt Hals und Kopf mit mehrfachen, gebuttertem Papier und befestigt dieselben beim Dressiren unter dem einen Flügel. Dann wird das gut ausgenommene und gewaschene Thier, welches gewöhnlich 3 Tage vor der Zubereitung geschlachtet wird, an Brust und Keulen gespickt, nach Belieben mit einer pikanten Kalbfleischsauce gefüllt und am Spieß über hellem Feuer unter fleißigem Begießen gebraten. Beim Anrichten beseitigt man das gebutterte Papier vom Kopf, garnirt die Schüssel mit Brunnenkresse und reicht Brod-Sauce dazu.

Pfau, gebraten, auf schwäbische Art. Der gerupfte, ausgenommene und sauber gewaschene Vogel wird in- und auswendig mit Pfeffer und Salz eingerieben, dressirt und an Brust und Schenkeln dicht mit feinen Speckstreifen gespickt, während man ein Bündelchen Petersilie, Basilicum und Thymian nebst einem Lorbeerblatt inwendig hineinlegt. Man brät den Pfau in einer Pfanne mit reichlicher Butter langsam über mäßigem Feuer, befestigt beim Anrichten den zuvor abgeschnittenen Kopf mittels eines spitzigen Hölzchens auf dem Halse, legt eine krause Papiermanschette darum und giebt entweder die eigene Brat-Sauce nebst einem feinen Compot, oder auch eine Austern-Sauce dazu.

Vier Arten einen Pfauen zuzubereiten, aus dem *UNIVERSAL-LEXIKON DER KOCHKUNST*, Band 2, Leipzig 1886, Seite 241 f.

Pfauen-Pastete, schwäbische. Nachdem man einen jungen, etwa 4—5 Monate alten Pfau einige Tage vor dem Gebrauch geschlachtet oder geschossen hat, schneidet man den Kopf mit dem Halse ab, rupft das Thier, nimmt es aus, wäscht es, reibt es mit Pfeffer und Salz ein und dünstet es eine reichliche Viertelstunde in Butter. Dann hackt man die Leber mit einem Stück Speck und einer Zwiebel fein, schmeißt diese Mischung mit zwei Löffeln geriebener Semmel in Butter, thut sie zu dem Pfau, fügt eine Obertasse Weißwein, eine Schöpfkelle Fleischbrühe, drei bis vier feingeschnittene Trüffel, etliche Citronenscheiben und ein Kräuterbündelchen hinzu, läßt den Pfau fest zugebedt in dieser Sauce langsam beinahe weichdämpfen und darin austüpfeln. Man setzt nun einen hohen Rand von Blätterteig auf eine Schüssel, legt den Pfau ganz hinein, bedeckt ihn mit Speckscheiben, macht einen Deckel vom selben Teig, den man gut mit dem Rand verbindet, bestreicht die Pastete von außen mit geschlagenem Ei und bäckt sie in einem gutgeheizten Ofen drei Viertelstunden lang; schließlich wird der Deckel ringsherum aufgeschnitten, die mit etwas Fleischbrühe und Citronensaft verdünnte, entfettete und heißgemachte Sauce hineingegossen, der Pfaukopf oben auf den Deckel gesteckt und die Pastete warm servirt.

Pfau, gebraten, auf französische Art. Ein junger, gutgemästeter Pfau, dem man den Kopf abgeschnitten hat, wird gerupft, ausgenommen, gewaschen und dressirt, nachdem er einige Tage an einem lustigen Ort gehangen hat; man steckt ihn an den Spieß, begießt ihn zuerst fleißig mit zerlassener, gesalzener und gepfeffelter Butter und dann unausgesetzt mit fettem sauren Rahm; sobald er gargebraten ist, beseitigt man mit Drahthäkchen Kopf, Schweif und Flügel an dem Vogel und trägt ihn auf.

Was die Behauptung betrifft, Pfauenbraten wäre nicht als Leckerbissen geschätzt worden, so kann man auf der gleichen Seite des Grimmschen Wörterbuchs, auf der Schwandt seinen Beweis gefunden haben will, unter dem Stichwort *Pfauenbraten* finden: »als ein leckerbissen ersten ranges galt der pfauenbraten (der pfäwe vor im gebräten stuont WOLFRAM Willeh. 134,9) Schultz *höf. leben* 1,284.«

Hier wäre anzumerken, dass Deutsch den Kontext der Pfauenjagdepisode in Cellinis Biografie nicht vollständig bezeichnet, denn die Pfauen boten nicht nur »reichliche« Nahrung, sie hatten zudem noch eine heilsame Wirkung. Der ganze Abschnitt im zweiten Kapitel des dritten Buches lautet in Goethes Übersetzung:

»Unsere Wohnung, so schön sie war, hatte ungesunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten spazieren, der zu unserer Wohnung gehörte und sehr groß war; man hatte fast eine Meile Landes dabei als Wildnis gelassen, wo sich unzählige Pfauen aufhielten und daselbst im Freien nisteten. Da machte ich meine

Büchse zurecht und bediente mich eines Pulvers, das keinen Lärm machte; dann passte ich den jungen Pfauen auf und schoss alle zwei Tage einen. Dergestalt nährten wir uns reichlich und fanden die Speise so gesund, dass unsere Krankheiten sich gleich verloren. Wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort [an einem Pokal und einem Becher, die der Gastgeber, der Herzog von Ferrara in Auftrag gegeben hatte].«

In der Literatur kann man leicht zahlreiche Belege finden, dass der Pfau auch als Heilmittel diente und dass Cellini hier einen damals allgemein bekannten Sachverhalt beschrieb.

So heißt es im Grimmschen Wörterbuch unter den Stichworten »Pfauenmist« und »Pfauenschmalz« (Sp. 1630), dass ersterer im Trank eingenommen ein Mittel gegen Podagra (Gicht) und letzteres mit Rautensaft und Honig gemischt bei »Darmgicht« angewendet wird. Schwandt meint seltsamerweise, der sexuelle Hintersinn der Pfauenjagdepisode sei auch deshalb offensichtlich, weil vom Verzehr der Tiere »mit keinem Wort die Rede« sei (176). Am Ende des gleichen Kapitels betont Cellini aber nochmals ausdrücklich, dass er sie gegessen habe

und so kuriert worden sei; bei Goethe heisst es:

»Ich ritt den Abend wohl noch zehn Meilen, immer im Trott, und war sehr froh, den anderen Tag aus Es ist keineswegs so, wie Schwandt glaubt, dass die bildliche Verwendung des Wortes Pfau immer nur einen schönen, eitlen Mann bezeichnet. Wiederum belehrt uns das Grimmsche Wörterbuch unter dem Stichwort »Pfau«, indem es geschlechtsneutral sagt:

»oft vergleichend und bildlich in bezug auf die Schönheit und Reinlichkeit sowie auf den Stolz, die Hoffart und Eitelkeit des Pfauen.«

Sodann wird das Stichwort »Pfau« als aus dem Niederländischen übernommenes Femininum angeführt, das »für beide Geschlechter« gelte. Schließlich wird eine Stelle aus Jean Pauls Roman *Der Titan* zitiert (»die weiblichen Seelen sind Pfauen, deren Juwelengefieder man in reinen ... Wohnungen unterbringen muss«) und überraschenderweise auch Goethes Cellini-Übersetzung: »(sie sind wie) Krähen neben dem schönen Pfau.« Diese Stelle ist besonders interessant, weil Solomon sie in seinem Sinne deutet, wobei er sie verfälscht: Cellini erzählt hier (Buch 1, Kapitel 5), wie er ein Bankett »durch einen glücklichen Einfall verherrlicht« hat, indem er einen »Knaben von sechzehn Jahren«, der sehr schön war, überredete, ihn als Frau verkleidet zu dem Bankett, zu dem jeder Eingeladene eine Frau mitbringen sollte, zu begleiten. Nach Meinung aller anwesenden Männer, war die vermeintliche Frau in Cellinis Begleitung die schönste von allen, so dass der berühmte Raffael-Schüler Julius Romano zum Gastgeber, dem Bildhauer Michelagnolo di Bernardino, die Worte sprach:

»Lieber Michelagnolo, wenn Ihr die Mädchen Krähen benennt, so habt ihr diesmal doppelt recht, denn sie nehmen sich noch schlimmer aus als Krähen neben dem schönsten Pfau.«

Wenn man, wie Solomon, nicht beachtet, dass Julius seinen Krähen-Pfauen-Vergleich zu einem Zeitpunkt macht, als er wie alle anderen noch glauben muss, dass das schönste Kind ein Mädchen sei, dann kann man die irri-ge Behauptung aufstellen, nur männliche Personen würden in Cellinis Vita als Pfau bezeichnet. Tatsächlich werden hier die weniger schönen Mädchen mit Krähen, und die schönste — von der ausser Cellini und der verkleidete Jüngling selbst niemand das wahre Geschlecht kennt — mit einem Pfau verglichen.

Wir wollen noch ein wenig bei der Homosexualität Cellinis verweilen, denn es scheint sich hierbei um eine schwule Legende neueren Datums zu handeln. Für Schwandt steht allerdings fest, dass jeder halbwegs Gebildete heutzutage Bescheid weiss:

»Cellini war das prominenteste Beispiel eines Mannes, der homosexuelle Neigungen und Beziehungen eingestanden hatte; man konnte über ihn in dieser Hinsicht im Gegensatz auch zu anderen historischen Persönlichkeiten offen reden, er hatte sich ja

dem Farraresischen zu sein; denn ausser den jungen Pfauen, die ich gegessen und mich dadurch kuriert hatte, war mir dort nichts Gutes geworden.«

selbst »geoutet.« (175)

Auch dies ist leider eine sehr freie Erfindung. Die Behauptung, Cellini sei »homosexuell« gewesen, kam mir aber irgendwie vertraut vor. Ich habe deshalb die einschlägige Literatur daraufhin befragt und musste feststellen, dass keiner der Autoren, die im 19. Jahrhundert über historische Päderasten und berühmte Urninge schrieben (Höbli, Ulrichs, Kertbeny, Ellis, Symonds, Moll, Frey, de Joux), Cellini auch nur erwähnt. Die früheste Erwähnung fand ich erst in Molls Schrift *Berühmte Homosexuelle* aus dem Jahre 1910, wo es auf der Seite 58 heisst:

»Ein anderer Bildhauer aus Michelangelos Zeit, Benvenuto Cellini (1500-1571) stand ebenfalls in dem Rufe widernatürlicher Neigungen. In seiner Autobiographie, die zuerst durch Goethe uns Deutschen bekannt wurde, kommt er auf diesen Vorwurf zurück. Die Handlungen, die ihm zum Vorwurf gemacht werden, führt er auf Verleumdungen zurück. Immerhin findet sich doch ein grosses Interesse für das männliche Geschlecht. Ich erinnere an sein lebhaftes Interesse für Ascanio, der sich längere Zeit in seinen Diensten befand, und aus seinen jüngeren Jahren an die enge Freundschaft, die ihn mit einem andern jungen Goldschmied verband. »Wir liebten uns so sehr, dass wir uns weder tags noch nachts trennen konnten.« Später wurde er von der Mutter seines Lehrburschen bezichtigt, mit diesem widernatürlichen Verkehr gehabt zu haben. Cellini stellt in seiner Biographie diesen Vorgang ebenso wie die Bezichtigung, dass er sich mit einer weiblichen Person auf widernatürliche Weise befriedigt habe, als Racheakt und Erpressungsversuch dar.«

Moll zitiert zwar korrekt aus Buch 1, Kapitel 3 der Übersetzung Goethes. Dass aber Cellini mit diesem Satz »Wir liebten uns so sehr, dass wir uns weder tags noch nachts trennen konnten« keinesfalls ein Bekenntnis der eigenen Homosexualität abgelegt hat, geht aus einem Vergleich mit jenen Stellen hervor, an denen er von seiner erfolgreichen Abwehr des Sodomiter-Vorwurfs berichtet, die er, wie Moll richtig bemerkt, als Verleumdungen bezeichnet. Wenn er also erzählt, dass er einen anderen Mann liebte, so kann er damit nur eine nicht-sexuelle, nicht-sodomitische Freundesliebe meinen, denn andernfalls wäre die Zurückweisung des Sodomiter-Vorwurfs an anderer Stelle sinnlos. Moll scheint dies zu spüren und begründete seine Einreihung Cellinis unter die »berühmten Homosexuellen« nur noch mit dessen grossem Interesse für das männliche Geschlecht. Hirschfeld übernimmt in seinem Buch *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* unkritisch die von Moll getroffene Einordnung und verweist auf vier Stellen in der Goetheschen Cellini-Übersetzung. Diese Stellen beweisen aber allenfalls das von Moll konstatierte lebhaftes Interesse für das männliche Geschlecht, nicht aber Homo-

sexualität oder Sodomiterei. Cellini hat sich demnach nicht nur nicht »geoutet«, er hat sogar dem von seinem Feind, dem Bildhauer Bandinelli, öffentlich erhobenen Vorwurf der Sodomiterei zwar mit einiger Ironie aber doch eindeutig widersprochen. Die Stelle findet sich in Buch 4, Kapitel 5 der Autobiografie und lautet in Goethes Übersetzung:

»[Bandinelli] kehrte sein hässlichstes Gesicht gegen mich und sagte mit Heftigkeit: O schweige still, du Sodomit! — [...] ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wut getrieben, fasste mich und ergriff ein geschicktes Mittel. O du Tor, sagte ich, du überschreitest das Maß! aber wollte Gott, dass ich mich auf eine so edle Kunst verstünde, denn wir lesen, dass Jupiter sie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber, als ein niedriges und geringes Menschlein, wüßte mich nicht in einen so wundersamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte sich niemand halten: der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieser Gelegenheit munter und gleichgültig bezeugte, so wisset nur, geneigte Leser, dass mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, dass das verruchteste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn sein sollte, mir in Gegenwart eines so großen Fürsten einen solchen Schimpf zu erzeugen.«

Die zahlreichen Stellen in Cellinis Biografie, wo von seiner Frauenliebe und seinem Geschlechtsverkehr mit Frauen die Rede ist, belegen auch sein großes, eindeutig sexuelles Interesse für das weibliche Geschlecht. Es bleibt nach all dem festzuhalten: Alle, die in der Nachfolge Molls Cellini zum Schwulen, Homosexuellen oder Päderasten erklärten und sich dabei auf die Autobiografie berufen, tun dies ohne Berechtigung auf der Grundlage einer verfälschenden Textinterpretation. Natürlich ist damit noch nichts darüber gesagt, wie das Sexualleben Cellinis tatsächlich gewesen ist, wieviel er in seiner *Vita* verschwiegen und gelogen hat. Es erfordert eine gewisse intellektuelle und moralische Anstrengung, sich mit der Einsicht abzufinden, dass wir es hier mit einer unbeantwortbaren Frage zu tun haben und dass unser Bedürfnis nach einfachen und klaren Antworten im Falle Cellinis unbefriedigt bleiben wird.

Die dunkle Cellini-Schubert-Pfauen-Stelle in Bauernfelds Tagebuch bleibt meines Erachtens weiterhin für heutige Leser unverständlich. Die Ansicht von Solomon/Schwandt, dass Bauernfeld ausdrücken wollte, Schubert brauche wieder einmal Geschlechtsverkehr mit jungen Männern, scheint mir nach all dem falsch zu sein. Ähnlich falsch oder doch unbeweisbar scheint mir die Meinung, die Stelle sei »eine nicht zu übersehende Anspielung auf den syphilitischen Charakter von Schuberts Leiden« (Franken 1991, S. 172), denn weder geht aus Cellinis Lebensbeschreibung hervor, dass er an Syphilis erkrankt war, noch findet sich irgendein

Beleg dafür, dass jemals junge Pfauen als Heilmittel bei Syphilis empfohlen wurde. Es könnte sein, dass das Adjektiv »halbkrank« wie heute noch üblich in einem metaphorischen Sinn zur Beschreibung eines psychischen Zustands gemeint war. Man sagt etwa, ich bin halbkrank vor Ungeduld, halbkrank vor Glück, halbkrank vor Angst usw. Wenn man die Adjektive berücksichtigt, die Bauernfeld den andern beiden Erwähnten zuordnet (Schwind ist moros, was soviel wie mürrisch, verdrießlich bedeutete, Schober ist untätig »wie gewöhnlich«), dann scheint es mir hier eher um die Beschreibung einer depressiven Verstimmung zu gehen, die sich bei Schober in allgemeiner Apathie, bei Schwind in schlechter Laune und bei Schubert in — Esslust äußert. Dass junge Pfauen im ganzen 19. Jahrhundert als Delikatessen galten, wurde nachgewiesen, und dass Schuberts Fettleibigkeit (Schwandt nennt ihn »dicklich«, in der Dokumentation von Deutsch wird er als »ziemlich beleibt« und »korpulent« beschrieben) mit einer übermäßigen Esslust und nur zum Teil mit Alkoholmissbrauch erklärbar ist, halte ich für gesichert. Eine Spekulation ist es allerdings, wenn ich annehme, dass Schubert gewöhnlich seine Depressionen mit Völlerei kurierte. Solange keine weiteren Quellen vorliegen, muss man es wohl hinnehmen, dass wir heute nicht wissen können, was Bauernfeld mit seiner Tagebucheintragung gemeint hat.

4. »Homosexuelle Tendenzen« auch in der Instrumentalmusik?

Schwandt erwähnt mit einer gewissen Hochachtung, dass »die amerikanische Musikwissenschaft« dabei sei, in Schuberts Instrumentalmusik homosexuelle Tendenzen aufzuspüren (114). Was ihm und der amerikanischen Wissenschaft vorschwebt, wenn eine solche instrumentalmusikalische homosexuelle Tendenz gesucht wird, erklärt er aber nicht; vielleicht, weil »in Europa ein ungleich größerer historischer und ästhetischer Diskurs vonnöten wäre«, um diese radikale Ansicht verständlich zu machen. Diese Erklärung muss man wohl hinnehmen. Sollten aber womöglich die vielen Nacherzählungen von Episoden aus Schuberts Leben und die Miniaturanalysen einiger Kompositionen Schuberts, die Schwandt ohne erkennbaren Zusammenhang mit seinem Aufsatzthema immer wieder einstreut, Fingerzeige geben und den Leser auf eigene Faust zum Suchen nach homosexuellen Tendenzen anregen?

Es gibt beispielsweise längere Ausführungen über die *Winterreise*, und man sollte erwarten, dass irgendein Wort zu den möglichen Motiven Schuberts für die Vertonung dieser Verse des heterosexuellen Liebesleides fallen würde. Bloß in dem Lied *Die Wetterfahne* soll sich eine »aggressiv-misogyne Haltung« (182) äußern, wohl eher in den Versen des Dichters Müller — oder auch in den Noten

Schuberts? Man erfährt von Schwandt, dass zwei Lieder des ersten Teils in d-moll notiert seien und dass anfangs »durchgehende Achtel des Zweivierteltaktes im unteren Notensystem für den Weg, den der Wanderer vor sich hat«, stehen sollen. (182) Was das aber für das Geschlechtsleben des Musikers bedeutet, traut sich Schwandt noch nicht einmal anzudeuten. Möchte er die deutschen Leser, denen die einschlägigen Diskurse der amerikanischen Musikwissenschaft nicht geläufig sind, vielleicht vor Überforderung bewahren? Er überlässt es dem Leser, den Sinn seiner gesamten *Winterreise*-Erörterung zu erraten oder zu errahnen. Und der optimistisch-homoerotische Schluss der *Winterreise*, wo der von einem Mädchen enttäuschte junge Hetero einem Straßenmusikanten seine Freundschaft und Mitarbeit anbietet (»Wunderlicher Alter, soll ich mit dir geh'n? Willst zu meinen Liedern deine Leier dreh'n?«), bleibt seltsamerweise ganz unkommentiert. Man sollte meinen, dass für einen, der wie Schwandt in dem Gedicht *Uraniens Flucht* sowie in Briefen und Tagebucheinträgen, in denen von Haselhühnern, Fasanen und Pfauen die Rede ist, einen »homoerotischen Subtext« entdeckt (138), gar kein Zweifel an dem massiv homosexuellen Hintersinn der Liedzeile »Willst zu meinen Liedern deine Leier dreh'n?« möglich sein dürfte.

Von dem Dichter Nikolaus Lenau und von dem Komponisten Robert Schumann sind übrigens die einzigen Äußerungen zu Schuberts Musik überliefert, die diese mit der Geschlechtsrolle des Komponisten verbindet und die offensichtlich amerikanische Musikologen zu der Annahme veranlaßte, Schuberts Musik sei damals allgemein als »feminin« empfunden worden; Lenau soll 1839 zu seinem Freund gesagt haben: »Schuberts Kompositionen nützen sich ab. Es ist eine gewisse Koketterie, eine unmännliche Weichlichkeit in ihnen.« (Deutsch 1966, S. 284)

Ein Jahr vorher, 1838, hatte Robert Schumann, dessen sexuelles Außenseitertum erstaunliche Parallelen zu Lenaus später zu erörterndem tragischen Schicksal aufweist, (Hirschfeld 1914, S. 511) aus Schuberts Musik weibliche Töne herausgehört — allerdings nur im Vergleich zu Beethoven:

»So wird, der einigermaßen Gefühl und Bildung hat, Beethoven und Schubert auf den ersten Seiten erkennen und unterscheiden. Schubert ist ein Mädchencharakter, an jenen gehalten, bei weitem geschwätziger, weicher und breiter; gegen jenen ein Kind, das sorglos unter den Riesen spielt [...] Zwar bringt auch er [Schubert] seine Kraftstellen, bietet auch er Massen auf; doch verhält er sich immer wie Weib zum Mann, der befiehlt, wo jenes bittet und überredet. Dies alles aber nur im Vergleich zu Beethoven; gegen andere ist er noch Mann genug, ja der kühnste und freigeistigste der neueren Musiker.« (Schumann 1914, S. 330)

Beide Äußerungen sagen natürlich nichts über eine womöglich vorhandene sexuelle Konnotation des

Schubertschen Werkes aus, wohl aber einiges über die in der Romantik üblichen Geschlechterrollenmetaphorik und die Verwendung solcher Metaphern durch Künstler wie Schumann und Lenau, deren Unangepasstheit an damals herrschende Männerbilder und Sexualideale ihre Vorliebe für derartige Metaphern begründet haben mag. Da dies aber ein ganz anderes Thema wäre, sei hier nur auf die Beispiele verwiesen, die Hans Freimark in seiner Untersuchung der Musikerfreundschaft zwischen Franz Liszt, Peter Cornelius und Richard Wagner nennt. (Freimark 1919)

5. Noch zwei »Homosexuelle«: Johann Baptist Mayrhofer und Moritz von Schwind

Von dem mit Schubert befreundeten Dichter Johann Baptist Mayrhofer (1787–1836) glaubt Schwandt, er sei »ganz gewiss homosexuell« (114) gewesen. Bestätigt sieht er sich durch »stichelnde Anmerkungen einiger Zeitgenossen, dass Mayrhofer sich nur in männlicher Gesellschaft gelöst gab« und dass er als 49-jähriger Selbstmord beging. Schließlich will er in Mayrhofers langem Gedicht *Uraniens Flucht*, das Schubert vertont hatte, einen »homoerotischen Subtext« entdecken und begründet dies ohne Rücksicht auf historische Tatsachen:

»Uranismus (daher auch das Wort »Uring«) war ein Tarnbegriff für männliche Homosexualität vor allem in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.« (138)

Die Ausdrücke Uring und Uranismus wurden indes von ihrem Erfinder Karl Heinrich Ulrichs erstmals in den Jahren 1864 und 1865 gebraucht. Sie waren niemals Tarnbegriffe, sondern dienten der unzweideutigen Selbstbezeichnung von Schwulen, die damals begannen, ihre Emanzipationsforderungen zu artikulieren. In seiner Schrift *Vindex. Social-juristische Studien über mann-männliche Geschlechtsliebe* (Leipzig 1864) definierte er Uringe als »Menschen [...] deren Körper männlich gebaut ist, welche gleichwohl aber geschlechtliche Liebe zu Männern, geschlechtlichen Horror vor Weibern empfinden«, und in dem Werk *Formatrix. Anthropologische Studien über urnische Liebe* (Leipzig 1865) verwendet Ulrichs erstmals das Abstraktum Uranismus als Synonym für »mann-männliche Liebe«. Ulrichs bezieht sich mit seinen Wortneuschöpfungen auf eine Stelle in Platons *Symposion*, die bis dahin anders interpretiert wurde. Bis Ulrichs seine Ausdrücke Uring und Uranismus in Umlauf setzte, hatte der verwandte und ebenfalls aus dem *Symposion* abgeleitete Begriff der Venus Urania einen eindeutigen und allseits akzeptierten Sinn, die »keusche« und »hohe« Seelenliebe zu bezeichnen, die im Gegensatz zur Venus Vulgiva oder Pandemos, der »gemeinen« und »wollüstigen« Geschlechtsliebe, steht. Friedrich Wilhelm von Ramdohr hat in seinem umfangreichen Werk *Venus Urania. Über die Natur der Liebe, über ihre Vered-*

lung und Verschönerung (Leipzig 1798) eine Theorie zu diesem Begriffspaar vorgelegt und deutlich gemacht, dass die Männerliebe der Griechen in seinem und seiner Zeitgenossen Verständnis mit der Venus Urania nichts zu tun hat. Im historischen Teil seiner Geschichte der Wiener Prostitution gibt Hügel eine halbwegs korrekte Erläuterung dieser Begriffe:

»Die Griechen nannten die Venus als Personification der Prostitution ›Pandemos«. Nach Socrates hatten die Griechen zwei Liebesgöttinnen, nämlich eine himmlische ›Urania«, und eine menschliche ›Pandemos«, von denen der Cultus der Ersteren keusch, jener der Letzteren unsittlich war.« (Hügel 1865, S. 16)

Bereits im Jahre 1915 hat der Wiener Psychoanalytiker Eduard Hitschmann in einem Kommentar zu Schuberts Prosatext *Mein Traum* Vermutungen über Mayrhofer und Schuberts Homosexualität angestellt. Da er aber genau wie die heutigen Entdecker Schubertscher Homosexualität nichts Faktisches finden konnte, bediente er sich — im Gegensatz zu den Heutigen — einer vorsichtigen Ausdrucksweise. Mayerhofer könne »wohl als ideell homosexuell gelten« und Schubert scheint »von starker Empfindung für den Mann [Mayrhofer] erfüllt gewesen zu sein«:

»Die intime Freundschaft zu einem um 10 Jahre älteren ernsten Mann — wie Mayrhofer — scheint eine Art zweiter Vaterfindung darzustellen. Mayerhofer kann wohl als ideell homosexuell gelten. Er war den Weibern abgeneigt, heißt es, gab ›Beiträge zur Bildung für Jünglinge« heraus, verrät in seinen Gedichten viel Vorliebe für die griechische Antike. Seine ethische Strenge und stoische Lebensweise werden gerühmt; er endete durch Selbstmord [...] Auch sonst mehr zur Freundschaft als zur Liebe befähigt, erscheint Schubert als von starken Empfindungen für den Mann erfüllt gewesen zu sein.« (Hitschmann 1915, S. 289 f.)

Den Maler Moritz von Schwind (1804-1871), der als junger Teenager mit Franz Schubert Freundschaft schloss, hält Schwandt ebenfalls für homosexuell. Das Beweisverfahren, das er dabei anwendet, ist noch abwegiger als im Falle Mayrhofer. Es wird lediglich die sakrosankte Autorität Solomon zitiert, die uns lehrt, dass der Freundeskreis um Schubert eine »bohemian-homosexual community« gewesen sei und dass der junge von Schwind in diesem Kreis »ever on the alert for sexual partners« beziehungsweise »unzweideutig an jungen Männern interessiert« gewesen sei. (149) Briefstellen, in denen von Schwind seinen Freunden mitteilt, dass er sie liebt (zum Beispiel: »dass ich Dich mehr liebe, als je eine menschliche Seele«) sollen ebenfalls Schwinds Homosexualität beweisen, weil sie über den »zeitüblichen Überschwang« hinausgehen. Indes hätten bereits flüchtige Vergleiche mit Briefen, die Schriftsteller in jener Zeit an ihre Freunde richteten, leicht gezeigt, dass von Schwind mit kei-

ner einzigen Formulierung die Regeln der damals üblichen Freundschaftsrhetorik verletzt und niemals handfeste Sexualität zur Sprache bringt. Weiter hinten in seinem Aufsatz kommt er noch einmal auf von Schwinds Homosexualität zu sprechen und nimmt jetzt seine bisher beigebrachten vermeintlichen Beweise selbst zurück: »Die auch schriftlich geäußerten Zuneigungsbekundungen junger Männer untereinander mit der Bemerkung abzutun, daß das damals eben so üblich gewesen sei und es sich deswegen noch lange nicht um einen Beleg für homoerotische Bindungen handle, mag für das erste 19. Jahrhundert durchaus gelten.« (177) Dieses Dementi dient aber nur als Overture für das anscheinend als besonders gewichtig empfundene Indiz für Schwinds Homosexualität: Eduard Bauernfeld, dessen Tagebucheintrag über Cellini und seine jungen Pfauen bereits die Homosexualität Schuberts beweisen sollte, hat in der Tageszeitung *Neue Freie Presse* am 6.6.1869 einen Artikel »Aus Alt- und Neu-Wien« veröffentlicht, in dem er sich an seine Jugendfreunde Schubert und von Schwind erinnert und das Verhältnis zwischen beiden »eigen und einzig« nennt; Schwind, dessen Seele nach Schuberts Musik verlangte, »war völlig in ihn verliebt, und ebenso trug Schubert den jungen Künstler, den er scherzweise seine Geliebte nannte, im Herzen seines Herzens.« Schwandt glaubt, dass Bauernfeld damit ein homosexuelles Verhältnis zwischen seinen beiden Freunden behauptet habe. Er ist offensichtlich wie sein Vorbild Solomon nicht in der Lage zu begreifen, dass die Formulierungen »er war völlig verliebt in ihn« und »er nannte ihn scherzweise seine Geliebte« weder irgendwelche damals so genannte widernatürliche Unzucht oder Päderastie zwischen seinen beiden Freunden behaupten wollte, noch auch von den Wiener Zeitungslesern damals in diesem Sinne verstanden wurde. Bauernfeld hat anscheinend lediglich eine im Wiener Biedermeier übliche Männerfreundschaft beschreiben wollen und sich dabei der Sprache bedient, die in seiner Jugendzeit »scherzweise« für die Beschreibung solcher Verhältnisse üblich war. Eine sexuelle Denunziation seiner Jugendfreunde nach über fünfzig Jahren, die Solomon und Schwandt ja bei ihrem Verständnis dieser Sätze unterstellen müssen, kann Bauernfeld in seinem Zeitungsfeuilleton natürlich nicht beabsichtigt haben. Es ist einfach kein Motiv denkbar, weshalb Bauernfeld den damals 65jährigen von Schwind und den seit vierzig Jahren toten Schubert als Urnige oder Päderasten hätte dekuvirieren sollen.

Wenn Bauernfeld solche Formulierungen wie die zitierten einige Jahrzehnte später, nachdem Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* im öffentlichen Bewusstsein gewirkt hatte, in einem Feuilleton verwendet hätte, dann würden manche Leser vielleicht, wie bei den 1893 veröffentlichten Tagebüchern Grillparzers »einen femininen Zug, der dem homosexuellen Fühlen sehr nahe kommt«, in die Freundschaft der beiden Biedermeierjünglinge hineinge-

sen haben. Im Jahre 1869 fehlte aber bei Bauernfeld wie bei den Wiener Zeitungslesern das Empfinden für einen Hintersinn und eine Zweideutigkeit dieses Feuilletons.

Wenn man jedoch lediglich plump anachronistisch schwule Fantasien von heute in die Männerfreundschaften des Wiener Biedermeier hineinprojiziert, dann hat man jedes Bemühen um ein Begreifen kulturhistorischer Verhältnisse und Prozesse aufgegeben und findet in der Vergangenheit immer nur das ewig gleiche Tuntendidyll wie in der eigenen Gegenwart. Dies scheint aber die hauptsächliche Schwäche der Argumentation von Schwandt/Solomon zu sein, die sie zudem für ihre Stärke halten, weil sie mit ihrer kreativen Methode alles beweisen zu können glauben, was sie sich wünschen.

6. Beethoven — Schubert — Grillparzer — Mayrhofer: typische Wiener Biedermeiertunten?

Es ist nicht ohne einen humoristischen Nebeneffekt, dass Maynard Solomon, der Erfinder der Schubertschen Homosexualität, in den siebziger Jahren durch seinen Kampf für die Heterosexualität eines anderen großen Wiener Klassikers, Ludwig van Beethoven, eine gewisse internationale Berühmtheit erlangte. Seine Beethoven-Biografie, die er 1977 in den USA vorlegte, erschien 1979 erstmals in deutscher Übersetzung. Die gleiche abenteuerliche Methode, mit der er zehn Jahre später die Beweise für Schuberts homosexuelle Lebensweise produzierte, wendete er in seiner Beethoven-Biografie an, um diesem unglücklichen und asketischen Genie einen reichen und ausgiebigen Geschlechtsverkehr mit prostituierten Frauen und mit den Gattinnen seiner Freunde anzudichten. Tatsächlich ist in Beethovens Leben nichts von dem nachweisbar, was man auch nur annähernd als heterosexuellen Koitus bezeichnen könnte, und alle diesbezüglichen Beweise Solomons beruhen, wie Tellenbach in ihrem Beethoven-Buch meines Erachtens überzeugend nachgewiesen hat, auf haltlosen Missinterpretation der Quellen und willkürlichen Spekulationen. Tellenbach lässt jedoch eine Stelle aus der überlieferten Abschrift von Beethovens Tagebuch gelten (»Sinnlicher Genuß ohne Vereinigung der Seelen ist und bleibt viehisch«), um wenigstens einen Bordellbesuch Beethovens vermuten zu können. Die Schlussfolgerung Solomons und des DDR-Musikologen Goldschmidt aus dieser Stelle, Beethoven sei ein gewohnheitsmäßiger Bordellbesucher gewesen, hält sie aber gerade aufgrund dieser Stelle für widerlegt. (Tellenbach 1983, S. 285 ff.)

Wie dürftig auch immer Beethovens heterosexuelle Praxis ausgesehen haben mag — ein Motiv der Beethoven-Biografen und -Biografinnen, sich seit den sechziger Jahren mit Beethovens Geschlechtsleben zu beschäftigen, war der Wunsch, ein Buch des österreichischen Psychoanalytiker-Ehepaars

Sterba zurückzuweisen, dessen als Provokation empfundene These lautet: In Beethovens Seelenleben gab es eine »starke unbewußte homosexuelle Komponente«, die sowohl das Scheitern aller seiner Versuche erklärt, eine Sexualbeziehung zu einer Frau aufzunehmen, wie auch die aus Grausamkeit, Eifersucht und Zärtlichkeit gemischten Beziehungen zu seinen jüngeren Brüdern und zu seinem Nefen Karl van Beethoven. Die Zumutung des Ehepaars Sterba, sich Beethoven als einen Menschen vorzustellen, der sich selbst und viele Männer und Frauen seiner Umgebung unglücklich gemacht hat, weil er seine homosexuellen Wünsche schlecht verdrängt hatte, überforderte die Toleranz der Beethovenforschung. Tellenbach stellt sich die Aufgabe einer Säuberung, da »schwere Schatten auf das Bild des Menschen Beethoven« durch die Behauptung »sexueller Abartigkeit« gefallen seien; Beethoven habe mitnichten »ein gestörtes Verhältnis gegenüber Frauen gezeigt« und sei auch auf gar keinen Fall »unbewußt homosexuell veranlagt gewesen«. (Tellenbach 1983, S. 35 u.ö.) Der Berliner Musikologe Carl Dahlhaus empfand die Sterbasche These als eine »offene Feindseligkeit gegen Beethoven«, die einer Widerlegung nicht wert ist (Dahlhaus 1987, S. 314). Harry Goldschmidt glaubt an Beethovens »eindeutig virile Verhaltens- und Reaktionsweise« und an seine »aggressive Männlichkeit«, die mit der Annahme einer »homosexuellen Komponente« und einer »Frauen- und Mutteridentifikation« gänzlich unvereinbar seien. (Goldschmidt 1977, S. 242 ff.) Solomon schließlich hält das Buch der Sterbas einfach nur für »überaus negativ« (Solomon 1979, S. 271) und widerlegt es, indem er für Beethoven ein üppiges heterosexuelles Geschlechtsleben erfindet.

Es geht hier aber in erster Linie weder um die groteske Homophobie der Beethovenforschergemeinde noch um den forschungspolitischen Opportunismus Solomons, der je nach Konjunktur bei seinen Forschungsobjekten Hetero- oder Homosexualität entdeckt. Interessanter erscheint mir die Frage, ob nicht solche Gestalten wie Beethoven, Schubert, Mayrhofer und Grillparzer mit ihren recht ähnlichen katastrophalen, frustrierenden und leidvollen Heterosexualitäten bei gleichzeitigen leidenschaftlichen, aber asexuellen Männerbeziehungen einen damals zumindest für Wien repräsentativen Typus oder Sozialcharakter eines quasi vormodernen Schwulen verkörpern. Was der Psychoanalytiker Hirschmann 1915 in Bezug auf Mayrhofer mit dem Ausdruck »ideell homosexuell« bezeichnete und was damals vielleicht die vorherrschende Lebensform schwuler Männer in der bürgerlichen Klasse gewesen sein könnte, hatte zur Voraussetzung, dass diesen Männern ihre homosexuellen Wünsche gar nicht bewusst waren oder dass sie es nicht wagten, diese Wünsche zu realisieren. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in Wien um 1800 ließen es nur in glücklichen Ausnahmefällen (von deren Vorhandensein wir nichts wissen, die wir nur postulieren

können) zu, dass sich einer seines homosexuellen Verlangens bewusst werden konnte und dass er dies in die Tat umsetzte. Es könnte sein, dass in den unteren Gesellschaftsklassen dieser Sozialcharakter seltener vorkam und dass die wenigen Männer, die damals wegen Unzucht wider die Natur mit einem Mann bestraft wurden, vor allem aus den Klassen des Proletariats, des Subproletariats und des Dienstpersonals kamen.

Hinweise auf die entsprechenden Verhältnisse in der Adelskaste könnte man womöglich dem Leben dreier Dichter, des Österreichers Nikolaus Niembsch Edler von Strehenau, genannt Lenau, (Sadger 1909) des Preußen Heinrich von Kleist (Sadger 1910) und des Bayern August Graf von Platen entnehmen. Es kann wohl als gesichert angenommen werden, dass sich Kleists Sexualität ausschließlich in einsamer Onanie realisierte, und im Fall Platens ist sich dessen Biograf Peter Bumm sehr sicher, dass allenfalls in den letzten Jahren des Dichters in Italien Sex mit einem Mann vorgekommen sein könnte, wahrscheinlich aber nicht einmal das, sondern nur ein lebenslängliches unerfülltes Sehnen nach sokratischer Liebe.

Was Lenau betrifft, so gab es um die Frage nach seiner Männerliebe resp. »Homosexualität« am Ende des 19. Jahrhunderts in der frühen Schwulenbewegung eine Kontroverse zwischen den Autoren de Joux und Frey. »In Nikolaus Lenau finden wir einen ganz seltenen Typus von Seelen-Hermaphrodisie [...] Im Alter von 42 Jahren entschloß er sich, um ein ungeliebtes, aber achtenswertes Mädchen aus guter Familie zu werben [...] Als sein Hochzeitstag herangekommen war, brach der Wahnsinn in ihm aus. Er teilte das Schicksal so vieler unglücklicher Uraniden — er starb wie Hölderlin im Irrenhause am 20. August 1850.« (de Joux 1893, S. 134 f.) Frey hält de Joux' Argumente nicht für hinreichend, um Lenau zu den Urningen zu rechnen. Auch Frey sieht, dass »mannmännliche Liebesneigung« in Lenaus Leben eine Rolle spielte, glaubt aber, hier sei »an keinerlei sinnliche Liebe zu denken« und deshalb das Etikett »Nicht-Urning« angebracht. (Frey 1897, S. 273 ff.)

Der Wiener Schriftsteller und Sexualforscher Karl Maria Kertbeny, der mit Lenau befreundet war, hat die Menschheit in seinen Sexualitätsstudien in drei Kategorien eingeteilt: Homosexuale — Normalsexuale — Monosexuale. Letztere sind Individuen, »bei denen geheime Selbstbefleckung zum chronischen Bedürfnis geworden ist« (Kertbeny 1869, S. 56), und in einem Text, der erst achtzehn Jahre nach Kertbenys Tod veröffentlicht wurde, beschreibt er seinen Freund Lenau als Monosexualen:

»Und der so unglückliche geniale Lenau, dieser geborene Onanist, wie kämpfte er gegen diesen Fehltrieb an, wie viel Liebschaften mit Damen knüpfte er an, die alle platonisch blieben, und als er sich endlich selber energisch zur Ehe zwingen wollte, wurde er, im Bewusstsein dieser Impotenz, ver-

schärft durch materielle Sorgen um seine Zukunft, plötzlich wahnsinnig. Und welchen tierischen Sexual excessen ergab er sich im Wahnsinn! Das große Publikum braucht davon nichts zu wissen — denn gesegnet sei sein Andenken — und etwa noch lebende Freunde haben Recht, wenn sie rundweg alles leugnen. Doch der Anthropologe hat sich nur um seine eigene Aufgabe zu kümmern und diskret seine Quellen zu verschweigen.« (Kertbeny 1900, S. 119 f.)

Kertbeny hat in den sechziger Jahren ein umfangreiches Manuskript mit dem Titel »Sexualitätsstudien« verfaßt, dessen Publikation er mehrfach ankündigte, ohne dass es jemals veröffentlicht wurde. In der Ungarischen Nationalbibliothek in Budapest sind aber heute noch Entwürfe und Bruchstücke dieses Werkes vorhanden, das uns im vorliegenden Zusammenhang wegen der darin entworfenen Sexualtypologie interessiert, in der Hirschmanns »ideelle Homosexuelle« unter der Rubrik »Platonismus« erscheinen. Platonismus ist für Kertbeny eine Unterkategorie des Homosexualismus, die sich von den anderen Kategorien (Gegenseitige Onanie, Tribadismus, Pygismus) dadurch unterscheidet, dass die Liebe »sexual völlig rein« bleibt. (Vgl. den Kertbeny-Text S. 20 ff. in dieser CAPRI-Ausgabe)

Man könnte an dem Beispiel Heinrich von Kleists zeigen, dass das Auftreten des uneingestanden oder unbewußt homosexuellen Sozialcharakters ohne sexuelle Praxis mit der Existenz einer in Ansätzen sich entwickelnden schwulen Subkultur in der gleichen Stadt vereinbar ist. Als Kleist in Berlin lebte und arbeitete, gab es dort solche subkulturelle Strukturen der »Warmen« oder Päderasten (Friedel 1782; von Cölln 1808). Wäre es möglich, für das biedermeierliche Wien so etwas wie eine schwule Subkultur nachzuweisen, so würde damit nur die *Möglichkeit* einer nicht nur »ideellen« Homosexualität und einer Teilnahme am subkulturellen Leben gegeben sein, keinesfalls aber ihre Notwendigkeit. Der Frage, ob sich im Wien Schuberts und Beethovens schwule subkulturelle Strukturen nachweisen lassen, soll im Folgenden untersucht werden.

7. Eine schwule Wiener Subkultur? — Ifflands scheußlicher Lebenswandel

Eva Rieger behauptet in ihrer Zurückweisung der Solomonschen Mutmaßungen, dass »es seit der Renaissance schwule Subkulturen in fast allen großen Städten Europas gab«. Damit will sie offensichtlich sagen, dass es zur Zeit Schuberts auch in Wien eine »schwule Subkultur« gegeben habe, was sie aber leider nicht belegt. Schwandt, der ebenfalls an die Wiener schwule Subkultur glaubt, drückt sich etwas vorsichtiger aus, bringt aber selbstverständlich auch keinerlei Belege, was er damit rechtfertigt, dass diese Subkultur »natürlich keine Zeugnisse hinterlassen« habe:

»Und in Wien, gerade zur Zeit des Wiener Kongresses, wird es nicht nur eine ›Subkultur‹ gegeben haben, die natürlich keine Zeugnisse hinterlassen hat; es hatte auch Affären gegeben, die durchaus öffentlich diskutiert wurden, etwa 1809 um den deutschen Theatermann August Wilhelm Iffland, dem man ein Verhältnis mit seinem Kammerdiener nachsagte, was anlässlich seiner Bewerbung in Wien zu Denunziationen und amtlichen Nachforschungen führte.« (132)

Der Hinweis auf Iffland, mit dem anscheinend die Existenz einer Wiener »Subkultur« bewiesen werden soll, ist abwegig und in seiner Vermischung von Halbwahrheiten und Erfindungen nur schwer zu entwirren.

»Öffentlich diskutiert« wurden die Hintergründe der gescheiterten Bewerbung Ifflands um den Direktionsposten des kaiserlichen Hoftheaters erstmals hundert Jahre später in der Wiener Zeitschrift *Erdegeist* (Hajdecki 1908). Demnach habe Kaiser Franz, der Ifflands Anstellung genehmigen sollte, von seinem Minister des Äußeren, Graf Stadion, einen Spitzelbericht aus Berlin über Ifflands Charakter erhalten, aus dem Hajdecki zitiert:

»Als ich anno 1805 in Geschäften durch 45 Tage mich in Berlin aufhalten mußte, hatte ich Gelegenheit, auch den dortigen Schauspielerektor Iffland persönlich kennen zu lernen. Ich speiste zweimal an der table daute (sic) mit ihm; schon damals ärgerten sich die wenige besser denkende Menschen über Ifflands scheußlichen Lebenswandel; man versicherte mich, er sei der Sodomie ergeben, es sey sehr zu verwundern, daß ein Mensch, welcher diesem Laster ergeben sey, solche moralische Stücke, als seine Theaterarbeiten sind, verfertigen könne. Viel Aufsehen machte damals, als er einen jungen Menschen, dessen Nahmen ich nachtragen werde, der nur ein Schauspieler zweiten Ranges war, ein Benefice gab; da sagte man allgemein in Berlin, es käme daher, weil dieser Mensch zu seinem Laster sich gebrauchen ließe. Es ist auch in Berlin allgemein bekannt, daß Iffland einer der stärksten Anhänger der all dort so sehr herrschenden Maurerey sei. S.« Der Kaiser hat einfach diesen Bericht dem polizeilichen gutächtlichen Antrag beigelegt und mit folgender Resolution vom 25. März 1809 [an den Polizeiminister Baron Hager] zurückgeschickt: »Vor allem haben Sie nähere Auskünfte einzuholen, ob Iffland wirklich ein Anhänger der geheimen Gesellschaften sei und die gerügte Neigung gegen sein Geschlecht hege, so wie auch in welchem Rufe er in Ansehung dieser beiden Eigenschaften in Berlin stehe und mir hierüber Bericht zu erstatten. Franz.«

Der Polizeiminister bat daraufhin den Außenminister, in Berlin neue Recherchen anstellen zu lassen. Der Minister erhielt von dem damaligen zweiten Legationsrat der königlich-preußischen Gesandtschaft am Wiener Hofe, Herrn Piquot Auskünfte,

über die es in seinem Bericht an den Polizeiminister heißt:

»Dem Piquot ist der Hang Ifflands zum männlichen Geschlecht bekannt, was aber dessen Ordensverbindung betrifft, weicht Piquot aus, eine Antwort darüber zu geben, auf wiederholte Fragen gab er zur Antwort, daß er hiervon nichts wisse [...] Mir scheint, Piquot ahndet, daß Ordensverbindungen das Engagement Ifflands rückgängig machen dürften und die preußische Gesandtschaft an ihm einen attaché verlieren dürfte [...] Es braucht nun nicht erst gesagt zu werden, daß diese Auskunft dem Faß den Boden einschlug und die ganzen so lange und mühsam geführten Verhandlungen zunichte und Iffland für Wien einfach unmöglich machte.«

Soweit ich sehe, drang von diesen amtlichen Nachforschungen über Iffland und von den Ursachen für das Scheitern seines Wiener Engagements damals nichts an die Öffentlichkeit, so dass ein Rückschluss auf die Existenz einer homosexuellen Subkultur im damaligen Wien nicht möglich ist. Die Iffland betreffenden Aktenstücke wurden übrigens erstmals vollständig veröffentlicht im Anhang zu der von Gustav Gugitz veranstalteten Neuausgabe von Johann Friedrich Reichardts Buch *Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien*. Reichardt hat in diesem Buch unter dem Datum »Wien, den 5. Dezember 1808« zu der kurz bevorstehenden Entscheidung über Iffland notiert, er glaube nicht, »daß Iffland Berlin verlassen und hierher kommen sollte. Ich kenne seine dortige Lage und seine Gesinnung zu gut, um daran glauben zu können.«

Natürlich hinterläßt eine homosexuelle Subkultur, wenn sie denn vorhanden ist, durchaus Zeugnisse ihrer Existenz, und es ist ein rätselhaftes Phänomen, dass sich in Wien im Gegensatz zu den Städten Berlin, Neapel, London, Amsterdam und Paris um 1800 keinerlei quasi subkulturelle Strukturen der Schwulen nachweisen lassen. Die Durchsicht der Literatur, in der man am ehesten Hinweise auf das Leben der Wiener Päderasten, Sodomiter oder Knabenschänder finden könnte, erbrachte die dürftigsten Resultate, die im Folgenden mitgeteilt und kommentiert werden.

Der Wiener Oberlandesgerichtsrat Friedrich Hartl geht in seinem Buch *Das Wiener Kriminalgericht* als einziger Autor aus neuerer Zeit auf die Fälle von »Unzucht wider die Natur« ein, die in Wien zu Schuberts Lebzeiten abgeurteilt wurden. Detaillierte Strafakten scheint er aber nur für die Jahre 1841 bis 1849 gesehen zu haben. Für die Zeit davor existiert anscheinend nur ein lückenhaftes *Kriminalregister 1793-1850 in 34 Bänden*, das eine tabellarische Auflistung der jährlichen Straffälle enthält. (Hartl 1973, S. 271 ff.) Hartl sagt, dass im Berichtszeitraum dieses Kriminalregisters in Wien »drei bis sechs Fälle jährlich« von Unzucht wider die Natur zur Aburteilung kamen; in dem ganzen Zeitraum seien nur vier Fälle von Sex mit Tieren

und ein einziger von »gleichgeschlechtlicher Unzucht zwischen Frauen« aus dem Jahr 1818 aktenmäßig belegt. (Hartl 1973, S. 356) Nur einen einzigen Fall aus dem Jahre 1841 erwähnt er kurz, wo »ein k.k. Hofburgwachgemeiner im Volksgarten beim Theseustempel zwei Männer beobachtete, die einen Afterverkehr ausübten«. (Hartl 1973, S. 356) Man könnte dies als vagen Hinweis auf gewohnheitsmäßigen schwulen Sex im Volksgarten deuten, jedenfalls ist es das früheste heute bekannte Dokument, das öffentlichen schwulen Sex in Wien belegt — allerdings nicht früher als 1841.

Das sehr umfang- und faktenreiche Werk von Josef Schrank *Die Prostitution in Wien* (Wien 1886) bildete den Ausgangspunkt der Recherchen. Lediglich das Kapitel »Die Prostitution in Wien während der Regierung Josef II.« enthält die drei einzigen Erwähnungen von »Päderastie«, »Knabenschänderei« und »unnatürlichen Geilheiten«, die in dem ganzen zweibändigen Buch zu finden sind, und alle drei betreffen die Verhältnisse in Wien nur indirekt:

- In einem längeren Auszug aus dem Buch des Speyerischen Arztes Johann Peter Frank über die Lustseuche zitiert er den Satz: »Ueberhaupt scheint auch diese Krankheit vieles dazu beigetragen zu haben, dass die Päderastie überall, auch in Deutschland, so allgemein geworden.« (Band I, S. 230)
- Sodann referiert er eine Stelle aus einer Broschüre des Wiener Arztes Josef Kotnig, in der dieser die Errichtung staatlicher Bordelle fordert: »Durch die Errichtung der Frauenhäuser würde der Lustseuche, der Onanie und Päderastie grösstentheils gesteuert werden, blühende hoffnungsvolle Mädchen, zärtliche Gattinnen blieben verschont von den Nachstellungen der nach Lust wiehernden Mannspersonen, edle nervige Jünglinge würden nicht vor der Zeit entkräftet werden.« (Bd I, S. 233)
- Schließlich heißt es in einer Schrift von Sonnenfeld, die sich gegen die Einrichtung öffentlicher Bordelle in Wien wendet: »Bekanntermassen giebt es zu Paris, Neapel, Rom und Berlin Bordelle — man wird aber doch nicht behaupten wollen [...] dass zu Rom und Berlin der Geschmack an unnatürlichen Geilheiten durch die dort bestehenden Bordelle verdrängt worden sind, da jedermann weiss, welche originelle Kraftgeniestreiche in diesen beiden Hauptstädten des Aberglaubens und der Freidenkereie grande mode geworden.« (S. 234)

Ich entnehme diesen drei Stellen, dass Schrank jedenfalls nicht aus Berührungangst das Thema Wiener Päderasten und männliche Prostitution unerwähnt ließ und dass er es vermutlich erwähnt hätte, wenn es seinerzeit ein sittenpolizeilich relevantes Thema gewesen wäre.

Einen ähnlichen Eindruck erweckt das Werk von Hügel zum gleichen Thema, 1865, also zwanzig Jahre vor Schranks Monumentalwerk erschienen. Hügel erwähnt die männliche Prostitution zweimal, im antiken Rom und im zeitgenössischen London:

- »In Rom gab es aber auch männliche Prostitution. Die meisten vornehmen Römer waren Päderasten [...], die sich zu diesem Vergnügen junge Slaven mit weiblicher Gesichtsbildung hielten. Man hatte sogar Bordelle, in denen nur männliche Prostituirte gehalten wurden.« (S. 24)
- »Aber auch Knaben locken die Kuppler an sich, um sie zu verkaufen. Nach Dr. G. Richelot zählt London an 5000 Individuen, die sich mit Kuppelei befassen. Ueber 400 Personen beschäftigen sich blos damit, Mädchen oder Knaben durch List oder Gewalt in die Hände der Bordellunternehmer zu liefern.« (S. 82)

In dem 1844 anonym in Hamburg erschienenen Werk *Briefe aus Wien von einem Eingeborenen* von Josef Tuvora findet sich im zweiten Band das Kapitel »Die Mysterien von Wien«, das die Wiener »Strichbuben« in einer Weise schildert, wie in Berlin, Paris oder London die männlichen Prostituirten beschrieben wurden, die von der Erpressung leben, die sogenannten Rupfer. In Wien ist das ganz anders, nämlich streng heterosexuell:

»Es hat sich ferner unter dem jüngern Theile des Residenzpöbels eine förmliche Korporation gebildet, deren Anzahl bereits einige Hunderte beträgt. Man nennt die Mitglieder derselben Strichbuben, Hackerbuben, auch Strabanzer, laute Geister u. dergl. Sie haben sich sogar eine Art eigenthümlicher Kostümirung beigelegt. Glatte, mit Fett und Zuckerwasser steifgemachte Haare, zwei mächtige Locken an jeder Schläfe, eine auffallend gestreifte Cravatte, im Winter ein Pelzchen, im Sommer eine zeugene Jacke, zuweilen auch ein blauleinewandenes Vortuch, jederzeit eine Kappe mit keck aufgebogenem Schirme, das ist die äussere Hülle dieser schamlosen Bursche, deren Geschäft darin besteht, zur Nachtzeit mit den verworfenen Weibsbildern umherzustreifen, und ihnen als Schildknappen für alle Fälle zu dienen, während sie den lichten Tag in irgend einem versteckten Schlupfwinkel verschlafen. Daß sie außerdem bei allen erdenklichen Nichtswürdigkeiten und schlechten Streichen sich betheiligen, versteht sich von selbst.« (Tuvora 1844, S. 241 f.)

Von dem bayerischen Reiseschriftsteller Adolph von Schaden erschienen 1822 je ein Buch über Berlin und Wien. Während sein Berlin-Buch ein eigenes kleines Kapitel über die »Warmen« enthält, die in Berlin »ungemein häufig« vorkommen, wird im Wien-Buch der »Schnepfenstrich« gründlichst gewürdigt: »Diese Schnepfen fliehen nicht vor dem Jäger [...] sie werden nicht gerupft, nein sie rupfen sogar selber — und der langen Rede kurzer Sinn

überhaupt ist die Hurenjagd, auf welche hier tagtäglich Fürsten und Grafen, Lyoner Ritter, Schneider-, Schustergesellen und Hausknechte im traulichsten Vereine ziehen.« (von Schaden, Meister Fuchs, S. 107 ff.) An zahlreichen Stellen kommt von Schaden immer wieder auf die Wiener Freudenmädchen, Huren, Hetären, Dirnen zurück, und nur einmal im Kapitel »Scientifisches Erziehungswesen« wird die Gleichgeschlechtlichkeit adliger Jünglinge erwähnt, wenn man annimmt, Onanie und Stupidität waren gemeinschaftliche Angelegenheiten: »Dagegen hört man selbst von den Wienern nichts weniger loben als das Theresianum, wo ausschließlich nur adelige Jünglinge erzogen werden, und von jeher Onanie und Stupidität zu Hause waren.« (von Schaden, Meister Fuchs, S. 155)

Das anonyme Buch *Wien und Berlin in Parallele*, das der preußische Kriegs- und Steuerrat Friedrich von Cölln 1808 herausgab, erwähnt den »widernatürlichen Geschmack« ebenfalls bezeichnenderweise nur bei der Beschreibung Berlins. Nach der Feststellung, dass es in Wien im Unterschied zu Berlin weder »Lesegesellschaften«, noch »Leihbibliotheken«, noch »Freymaurerlogen« gebe, erzählt der Autor folgende Begebenheit:

»In dem Garten der Loge zu den drey Weltkugeln habe ich immer viel Vergnügen genossen, denn er hat etwas Romantisches, und der Tempel etwas Mystisches; wenn ich aber diesen ansah, konnte ich mich nie des Lachens enthalten. Die Vorderseite hatte die Ueberschrift: Der Geweihte weiß den Eingang zu finden. Dieser Eingang ist nun hinten. Als ich das erste Mal in diesem Garten aß, sagte ich zu meinem Nachbar: Ich würde in Berlin diese Aufschrift auslöschen lassen, weil sie gerade an diesem Orte zweydeutig erscheint. Mein Nachbar wurde verlegen, schwieg und entfernte sich bald. Mein Freund auf der linken Seite sagte dann: Da hast Du etwas Schönes gemacht, der Herr, der da fort geht, ist ja der bekannte N.N., der wegen seines widernatürlichen Geschmacks so bekannt ist.« (von Cölln 1808, S. 141 f.)

Wenn man weiß, dass spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts die öffentlichen Bäder ein charakteristisches Merkmal der Wiener schwulen Subkultur gewesen sind, (Herzer 1997, S. 29) dann sind die Bemerkungen von Cöllns über die Unentwickeltheit der Wiener Bäderkultur ohne jeden sexuellen Nebensinn von gewissem Interesse:

»Bäder. Das besuchteste ist das Kaiserbad außer dem neuen Thor. Jeder Badende erhält hier ein gemauertes Kämmerchen und seine eigene Wanne. Das Bad kostet 30 Kr. Außer dem giebt es noch andere, als das Bründelbad, am Althanschen Grunde, zu Erdberg, in der Jägerzeil, auf der Landstraße, in der Leopoldstadt und unter den Weißgerbern. Die hinter dem Augarten von dem Kaiser angelegten Bäder sind dem Volke bestimmt, da das öffentliche Baden verboten ist. Alle jene Bäder zusammen genommen, erreichen die Vollkommenheit des Berli-

ner Spreebades nicht, welches eine Anstalt ganz vorzüglicher Art ist.« (von Cölln 1808, S. 133 f.) Allerdings weist Schrank darauf hin, dass erst die Wiener Badeordnung von 1822 das »Zusammenbaden von Personen verschiedenen Geschlechts in einem Zimmer verbot« (Schrank 1886, Bd 1, S. 268) Wenn also zwei Männer in einem Zimmer zusammenbaden wollten, so war dies weder vor noch nach 1822 verboten, was zumindest auf die relativ bequeme Möglichkeit von schwulem Sex in öffentlichen Bädern Wiens hinweist.

Von Cölln zieht auch einen Vergleich zwischen den Subkulturen der »Freudenmädchen« in Wien und Berlin, aus der man die These ableiten könnte, dass die Entwicklungsstufe der schwulen Subkultur von der Entfaltung der allgemeinen Sex-Subkultur in einer Stadt abhängt. In Wien wird »das Vergnügen der Wollust« mehr im Verborgenen und Geheimen gepflegt als in Berlin:

»Auch hier [in Wien] liebt man das Vergnügen der Wollust; man wirft aber einen Mantel darüber, und treibt es mit Anstand. Wie sehr man in Berlin dagegen sündigt, das ist Gott und der Welt bekannt. Es fehlt nur noch, daß man den Coitum auf öffentlichen Plätzen zur Mittagszeit exerzirt, und die Frauen, welche sich in Berlin der Wollust hingeben, sind dabey so indezent, daß die Wiener Freudenmädchen modest gegen sie erscheinen [...] Die Polizey soll Joseph vorgeschlagen haben, Bordelle anzulegen; er antwortete: Die Wollust werde schon in allen Ständen so unregelmäßig getrieben, daß er es nicht für nöthig hielte, Ableiter anzulegen. Er hatte Recht. Berlin hat dadurch (daß dieß hier geschah) noch schneller den Grad von Verdorbenheit erreicht, in deren Schlamm es jetzt begraben liegt.« (von Cölln 1808, S. 125)

Eine Grundlage für diesen Unterschied ist die Religion. »Die Wiener [besitzen] ein Band, welches sie alle umfaßt, [...] der allein seligmachende römisch-katholische Glaube [...] Joseph wollte die Vernunft der Religion substituiren, er drang nicht durch und starb — als er noch nicht auf halbem Wege war. Nachher folgte man dem alten Prinzip wieder, und der Wiener ist heute noch religiös, wenn auch die Sünden der Zeit ihn angesteckt haben. Er sündigt; aber er fühlt, verbirgt und beichtet es; und läßt sich absolviren. Alle Laster werden in Wien, so wie in Berlin, getrieben, man schämt sich aber ihrer noch, und keiner rühmt sich seiner Schande [...] Der Berliner hat in der Religion nur Täuschung gefunden; er sündigt ohne Reue, er denkt an keine Beichte oder Absolution, sondern nur daran, wie er das Gesetz umgehen will, für ihn eine leere Form, eine hohle Nuß! Er rühmt sich seiner Sünden öffentlich, und in seinen Augen giebt es keinen Sünder, sondern nur dumme Teufel, die den Bütteln der Gerechtigkeit ins Garn gelaufen sind.« (von Cölln 1808, S. 144 f.)

Aus diesen Beobachtungen könnte man schließen, dass die schwule Subkultur Wiens damals, auf-

grund einer katholischen Scheu vor Öffentlichkeit privater Wollust in so absoluter Verborgenheit existierte, dass heute alle Spuren verwischt sind. Ein vermutetes historisches Phänomen, für dessen Vorhandensein keinerlei Beweise beigebracht werden können, darf aber nicht mit einer beweisbaren historischen Realität gleichgesetzt werden. Die Beweisbarkeit dieser letzteren Realität beruht natürlich auch nur auf Interpretation der überlieferten Quellen. Aber diese Beweisverfahren, die nachprüfbar und rational begründbar sein müssen, legitimieren ja gerade die Wissenschaftlichkeit der Geschichtswissenschaft. Eine schwule Subkultur in Wien um 1800 läßt sich, wenigstens beim heutigen Forschungsstand, mit keinem üblichen Verfahren der Quelleninterpretation beweisen.

Der österreichische Autor Johann Friedell hat in seinen anonym erschienenen polemischen *Briefen über die Galanterien von Berlin auf einer Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier* (1782) die erste ausführlichere Darstellung der Berliner Päderastenwelt vorgelegt. Die »Warmen« oder »sokratische Liebhaber« haben in Berlin »warme Gesellschaften«, und »diese Schweinereyen sind hier Galanterien, über die man in Gesellschaften wie über Mädchenliebe scherzet; die so ganz ohne Scheu ausgeübet werden, und über die man nicht einmal erröthet!« (S. 146 ff.) Bemerkenswert ist an diesem Bericht, wie der österreichische Autor den Verkehr der Männer untereinander beobachtete und wegen seiner Zärtlichkeit »bewunderte«, als er noch nichts von dem päderastischen Hintergrund wusste; solche Verkehrsformen waren nicht nur gewöhnlich, sondern ideal und erstrebenswert:

»Herr W. [...] bath mich in die Gesellschaft einiger guten Freunde. Ich erschien mit ihm, und wir waren alle recht sehr vergnügt. Die Gesellschaft bestand aus neun Männern und zwo Damen [...] Ich bemerkte von Zeit zu Zeit, daß sich die Männerchen mit der wärmsten Zärtlichkeit halseten, küßten, die Hände drückten, und einander Süßigkeiten vorschwatzen, als immer ein Stutzer der Dame hätte sagen können. Ich hielt all diese Auftritt für bloßen freundschaftlichen Ton, für wahre männliche Simpathie der Seelenstimmung. Und von der Seite betrachtet bewunderte ich die kleine Zahl Herzinniger Freunde. Aber wie erstaunte ich, da ich hinter diese freundschaftlichen Misterien kam!« (Friedel 1782, S. 147)

Für die Frage nach der Päderastie in Wien ist Friedells Berlin-Buch vor allem deshalb interessant, weil es einige Gegenschriften hervorrief, die aus preußischer Perspektive die Sittenlosigkeit und die Unmoral der österreichischen Residenz schilderten und weil keines dieser Traktate auch nur zarte Andeutungen über sokratische oder Männerliebe in Wien macht. Man kann annehmen, dass die Autoren die Gelegenheit gewiss genutzt hätten und die Päderastengesellschaft eingehend beschrieben hätten, wenn sie denn vorhanden gewesen wäre. Dass

Päderasten in keiner der Anti-Wien-Traktate auch nur erwähnt werden, lässt eigentlich nur einen Schluss zu: Von seltenen individuellen Einzelfällen abgesehen hat es in Wien in den Jahrzehnten um 1800 keine Päderasten und keine quasi subkulturelle Päderastenvergesellschaftungen gegeben.

8. Transvestiten?

Ein Phänomen, das man unter heutigen Bedingungen vielleicht als Transvestitismus bezeichnen würde, beschreibt der anonyme Autor des zweibändigen 1784 erschienenen Werkes *Galanterien Wiens auf einer Reise gesammelt und in Briefen geschildert von einem Berliner*. Eine Verbindung zu Päderastie oder Sodomiterey wird nicht einmal angedeutet: Der Autor beschreibt einige »Fehler« der Wiener Männer, wie ihre »Putzsucht«, die Benutzung von Parfüm und die Lust an modischen Frisuren und nennt als Ursache für diese Fehler: »Die Männer sind hier die Knechte ihrer Weiber, oder vielmehr die Knechte ihrer unordentlichen Leidenschaften, und das macht sie zu dem ersteren.« (Theil I, S. 22) Als er erwähnt, dass manche Männer Schminke benutzen, erzählt er folgende Begebenheit:

»Ein Mann geschminkt? unglaublich! — und doch so. Ohne Verwunderung kann man so was freilich nicht denken, wenn man es nie sah, aber die verwunderung im Denken fällt weg, sobald man das Wirkliche zu Gesicht bekommt. — Mit Recht sollte man solch eine Kreatur, die den Namen Mann so entheiligt, mit der allgemeinen Schande brandmarken, und sie der öffentlichen Verachtung Preis geben. — Monsieur h+l, solch ein Subjekt, tritt ohne Scheu auf allen Gassen und Straßen wie ein Narr gekleidet auf; Gang und Frisur der Kleidung nicht unwerth, roth im Gesicht wie eine französische Schauspielerin, kurz, von der Scheitel bis zur Ferse als ein Narr ohne Vergleich, stellt er sich zur Schau aus. — Alles ist verwundert, einige sogar bestürzt, und bedauern seinen armen Verstand, andere wünschen ihn in's Tollhaus; aber seine Mine zeigt das Gegentheil. Aeusserst frech sieht er umher, [zeigt] Wohlgefallen an der ihm nachziehenden Schaar des Pöbels, und lächelt, indeß sich die, welche er vorübergeht, in's Ohr lispeln: »das ist ein Original-Narr«. Itzt bewundert er seine Erfindung, itzt besieht er seine Schnallen, betrachtet seinen Gang, mißt seine Schritte, und schüttelt seine Locken, daß seine Nachfolger vor Staub blind werden möchten. Aber auch itzt wird der nachziehende Pöbel unwillig, er empört sich, und giebt das laut zu verstehen, was er vor kurzem sich nur noch in's Ohr flüsterte, es mehren sich die Leute, Buben finden sich überall, und auf einmal wird ein erbärmlicher Lärm, und ein helles Geklatsche mit den Händen. »Was giebts, schreyen hundert andere?« »Ein Narr wird ausgezischt, erhalt das Echo«, und so wird der arme Ritter für seine Erfindung übel

belohnt, Gasse aus, Gasse ein gezischt, bis ein mitleidiges Haus ihn aufnimmt, und vor der Wuth des Pöbels schützt.« (Theil 2, S. 25 f.)

Diese Schilderung aus dem Wien des Jahres 1784 bildet eine erstaunliche Entsprechung zu den Forschungen von Rita Steblin (Steblin 1997) über jene sonderbare Künstlervereinigung »Unsinnsgesellschaft«, der in den Jahren 1817 und 1818 neben Franz Schubert und anderen auch ein gewisser Johann Karl Smirsch angehörte, der dort den Spitz- oder Tarnnamen »Fräulein Wutzerl« trug. Fräulein Wutzerl liebte es, in bizarrer, aus Frauen- und Männerkleidern gemischter Kostümierung aufzutreten, und war, anders als der eben geschilderte »Monsieur h+l«, zumindest in der »Unsinnsgesellschaft« respektiert und beliebt. Fräulein Wutzerl wird aber genau wie Monsieur h+l niemals auch nur andeutungsweise mit Päderastie, Männerliebe oder ähnlichem in Verbindung gebracht. Über das Geschlechtsleben der beiden erfahren wir nichts und müssen, nicht nur aus diesem Grund, Rita Steblin beipflichten, wenn sie zögert, Smirsch einen »Transvestiten« oder gar einen »Homosexuellen« zu nennen.

Dass diese männliche Lust am Tragen von Frauenkleidern und am Geschlechterrollentausch damals auch außerhalb Wiens recht verbreitet war und erst nachträglich im 20. Jahrhundert mit Homosexualität in Verbindung gebracht wurde, sei an der Person des Herzogs August Emil Leopold von Sachsen-Gotha-Altenburg (1772-1822) demonstriert. In seiner Untersuchung über den Herzog und seinen Roman *Ein Jahr in Arkadien* behauptet Karsch, nicht nur der Roman sei »urnisch«, auch der Herzog selbst sei »Urnig« gewesen. (Karsch 1903) Diese Schlussfolgerung ist, wie Derks sehr richtig bemerkt, methodisch äusserst fragwürdig, zumal keinerlei zeitgenössische Zeugnisse bekannt sind, in denen schon damals gegen den Herzog ein entsprechender Verdacht oder Vorwurf erhoben wurde. (Derks 1990, S. 415) Herzog August war offensichtlich auch »eine Kreatur, die den Namen Mann entheilt« hat. Er galt aber nicht als Sodomit oder Päderast, sondern allenfalls wurde gerüchtweise Zweifel laut, ob der Herzog nicht zu »weibisch« sei, um seine Gemahlin zur Mutter zu machen. In einer Abhandlung über die Freundschaft zwischen Jean Paul und Herzog August zitiert Graf aus den 1965 veröffentlichten Memoiren einer Frau Seidler, die den gothaischen Minister von Thümmel für den Erzeuger der einzigen Tochter des herzoglichen Ehepaares hielt, weil der Herzogin »weibischer Gemahl (der wunderliche Herzog Emil August) der Krone keine Erben verhiess«. (Vgl. Graf 1996, S. 78) Graf weist ausdrücklich darauf hin, dass zu diesem ziemlich verschlüsselt angedeuteten Verdacht der Frau Seidler nirgendwo eine Bestätigung zu finden ist. Wenn Schwandt natürlich ohne Belege schreibt, dass Herzog August »bekanntermaßen den jungen Männern bei Hofe zugetan war« (S. 132), so ist das wiederum schiere Schwulphantasie.

Und was des Herzogs »homoerotischen« Roman betrifft, so geht darin die Schilderung von Freundschaft und »Homoerotik« nirgendwo über entsprechende Darstellungen in Jean Pauls Romanen *Flegeljahre* und *Der Titan* hinaus.

Wie fern dem anonymen Autor der *Galanterien Wiens* jede Ahnung von Männerliebe in Wien liegen muss, geht auch aus seiner unbefangenen Umfunktionierung der Ganymed-Mythe in eine heterosexuelle Richtung hervor. Zeus-Jupiter ist bei ihm ein alter impotenter Ehemann, dessen Gattin sich für ihre eigenen Sexbedürfnisse einen »Ganymed« kauft:

»Solche Damen giebt es hier die Menge. Sie zahlen ihre Anbeter und lassen sie prächtig kleiden; aber die armen Narren müssen sich's sauer genug verdienen; ich beneide keinen um seine jupiterische Mundchenkstelle, denn Jupiter omnipotens ist in diesem Fache trotz all seinen Streichen, die er angefangen hat, doch gegen solche Damen nur eine Kupplerin. — Meistens triffst Du solche Ganymede bey alten Zeus an, die eine junge Juno haben, und Madame Juno sagt: Ein alter Mann ist eben so, wie ein Fuchs ohne Schweif. — Ohne Schweif? — Ja; denn nur für den Schweif bekömmt der Jäger das Schußgeld, wenn er ihn aufweisen kann.« (Theil 1, S. 180 f.)

9. Johannes von Müller in Wien

Derks hat in den Lebenserinnerungen des Wiener Orientforschers Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, die erst 1940, fast hundert Jahre nach dem Tod ihres Autors aus dem Manuskript veröffentlicht wurden, eine für unser Thema äußerst interessante Stelle entdeckt. Hammer-Purgstall erzählt von seiner Begegnung mit dem Historiker Johannes von Müller, der in den Jahren 1793 bis 1804 als Hofrat und Kustos der kaiserlichen Bibliothek in Wien in kaiserlichen Diensten stand:

»Johannes von Müller [...] war damals mit der Vollendung seiner 24 Bücher allgemeiner Geschichte beschäftigt und erbat sich [...] die Erlaubnis, daß ich dreimal in der Woche ein paar Nachmittagsstunden in seiner Wohnung mit ihm zubringen dürfe, um mit ihm die Abschrift zu kollationieren. Dies wurde unbedenklich erlaubt, denn damals hatte man noch nicht den geringsten Verdacht von Müllers griechischer Liebhaberei, deren Übermaß ihn sieben Jahre später Wien zu verlassen zwang. Mir war schon beim ersten Besuche die wiederholte Umarmung auffallend und unangenehm. Gar bald konnte ich an der widerlichsten Zärtlichkeit von Müllers wiederholten Umarmungen nicht zweifeln; ich brach schnell das Eis durch meine ganz unumwundene Erzählung meines ganz antigriechischen Geschmacks und verbat mir, wenn ich meine Besuche wiederholen und meine Bewunderung und Dankbarkeit für das mir geschenkte literarische Zutrauen sich

nicht mindern sollte, alle weitere Annäherung. Er gab das Versprechen, hielt es aber erst dann unverbrüchlich, nachdem ich die sich unanständig verirrende Hand des Meisters mit tüchtigen Schlägen eines eisernen Lineals abgewehrt hatte. Von dem Augenblick an blieben wir die besten Freunde fürs Leben.« (Derks 1990, S. 106)

Die Behauptung Hammer-Purgstalls, Müller sei gezwungen gewesen, Wien wegen eines Übermaßes an »griechischer Liebhaberei« zu verlassen, kann sich eigentlich nur auf die sogenannte »Hartenbergaffäre« beziehen, bei der Müller in den Jahren 1802/03 von dem Betrüger Fritz von Hartenberg finanziell ruiniert wurde. Müllers griechische Liebhaberei hatte dabei aber nur eine sehr indirekte Rolle gespielt. Es ist ziemlich bestimmt auszuschließen, dass Sex, Unzucht wider die Natur beteiligt war. Die Peinlichkeit, Opfer eines Betrügers geworden zu sein, mag ihm Wien verleidet haben und bei der Entscheidung, im Juli 1804 in Berlin eine gut bezahlte Stellung am preußischen Hof anzunehmen, mitgewirkt haben. Keinesfalls kann man aber behaupten, Müller sei zum Verlassen Wiens gezwungen worden. Folgt man Müllers Biografen Schib, dann scheint Müller in seinen Wiener Jahren 1793 bis 1804 überhaupt keinen Sex mit Männern oder gar Frauen gehabt zu haben, wohl aber hält Schib Erfahrungen handfester Männerliebe während Müllers Aufenthalt in Berlin 1780 und 1804 bis 1807 für wahrscheinlich. (Schib 1967, S. 49 f., 57). Ein Berliner Freund Müllers, der Schriftsteller Karl Ludwig von Woltmann gab im Jahr nach Müllers Tod ein Erinnerungsbuch heraus, in dem er auch Müllers »Hinneigen zu seinem eigenen Geschlecht« erörtert. Woltmann hält Müller für lebenslänglich keusch und glaubt, dass »schwerlich auf seinem Hinneigen zu dem männlichen Geschlecht eine Schuld geruht, und es ist wahrscheinlich niemals zum Laster geworden«. (nach Karsch-Haack 1902, S. 367) Woltmann gelangt dann zu einer allgemeinen Betrachtung über das »Laster der Männerliebe« und teilt dabei Beobachtungen mit, die er offensichtlich in seiner Heimatstadt Berlin gemacht hat — ich halte das für eine grotesk verzerrte Beschreibung der Berliner schwulen Subkultur im Jahre 1810, wie sie sich aus der Perspektive des »anti-griechischen Geschmacks« dargestellt haben mag, und möchte betonen, dass für Wien in jener Zeit nicht einmal solche Andeutungen vorliegen:

»Geächtet von den Gesetzen unter Androhung der schwersten Strafen, in die Unmöglichkeit versetzt, irgendetwas Gutes hervorzubringen, so verachtet und verdammt, dass es selten die Schönheit anagen kann, sondern sich an dem gemeinen, verworrenen Fleisch vergnügen muss, schleicht jenes Laster bei uns scheu umher mit seiner unfruchtbaren Hitze, in engen, abgelegenen Gassen, düstern Schlupfwinkeln, und wo in hellerer Umgebung, doch unter dem Gesindel der bürgerlichen Gesellschaft. Seinen Dienern nimmt es den Muth, frei aufzutreten in Wort und That, denn sie fürchten jeden Augenblick,

dass ihre geheimen Verbrechen verrathen und ihnen vorgeworfen werden.« (nach Karsch-Haack 1902, S. 369)

Wenn Woltmann betont, dass sich Müller diesem Laster und wohl auch diesem Revier der abgelegenen Gassen und düstern Schlupfwinkel »wahrscheinlich niemals« überantwortet habe, so heißt das auch: vielleicht manchmal aber doch. Schib hat dies jedenfalls aus manchen Briefen und Tagebuchstellen aus Müllers Berliner Zeit herausgelesen.

10. Ulrichs' Wiener Korrespondenten

Zwischen 1864 und 1880 erschienen in Leipzig die zwölf Bände der *Forschungen über das Räthsel der mann männlichen Liebe* von Karl Heinrich Ulrichs, dem bereits erwähnten Schöpfer der Begriffe »Urnung« und »Uranismus«, den man gewissermaßen als Erfinder der modernen Schwulenemanzipationsbewegung bezeichnen kann. Diese Werke über die mann männliche Liebe enthalten unter anderm eine bisher kaum zur Kenntnis genommene Fülle von Zeugnissen und Quellen zum damaligen schwulen Alltagsleben in Europa. Erstaunlich wenige dieser Nachrichten betreffen Österreich oder Wien, und man kann aus ihnen nur mit Mühe die Existenz von subkulturähnlichen Gesellungsformen der Wiener Urninge herauslesen. Einige Beispiele:

- Aus verschiedenen Wiener Tageszeitungen zitiert Ulrichs Berichte über den damals erhebliches Aufsehen erregenden und sehr verwickelten Fall eines Karl Forstner, der am 13. August 1869 vom Wiener Oberlandesgericht wegen »Verbrechens der versuchten Verleitung zur Unzucht wider die Natur« zu einjährigem schwerem Kerker, geschärft alle 14 Tage durch Fasttag und einmaliges hartes Lager verurteilt worden war. Forsters »Verbrechen« bestand darin, dass er im Wiener Stadtpark einen Soldaten »angesprochen und zu einer unsittlichen Handlung aufgefordert« haben soll. Es ging also nicht einmal um Sex, sondern nur um die angebliche Aufforderung zum Sex. Forster hat das übrigens bestritten, aber das Gericht glaubte den Angaben des Soldaten. (Ulrichs: *Argonauticus*, S. 138 ff.) Immerhin erfahren wir in diesem Zusammenhang, dass der Wiener Stadtpark damals, 1869, ein Gebiet für schwulen Freiluftsex war und dass »die Gaunerbande der »Rupfer« [...] den Wiener Stadtpark zu ihrem Revier ausersehen haben, um gegen Urninge mit ehrlos vorgespiegelter Liebe Erpressung zu treiben.« (Ulrichs: *Argonauticus*, S. 22) Der Stadtpark war demnach mindestens seit den sechziger Jahren ein Treffpunkt der Urninge, der sich prostituierenden Soldaten und der Erpresser.
- Ulrichs hatte in Wien Kampfgenossen, die mit ihm über die österreichische Situation korres-

pondierten. So schreibt er in seinem Buch *Memnon*, S. 26: »Man schreibt mir aus Wien (Oct.1867): »Beim österreich. Militär ist der Uranismus so eingerissen, daß den Cadeten und Gemeinen darüber bereits Strafpredigten gehalten wurden, und zwar öffentlich in den Casernen.«

»Mein Wiener Correspondent, [...] etwa 28jährig, schreibt: »Wien, 9. Apr. 1868. Als ich 17 Jahr alt war, hatte ich einen 20jähr. Freund, gleich mir entschiedner Weibling. Stundenlang halfen wir beide meinen Schwestern beim Putzmachen. Da wir guten Geschmack bewiesen für Damentoiletten, so waren wir willkommen. Wenn nun die fertigen Kleider so recht schön und duftig dalagen, konnten wir uns nicht enthalten zu bitten, sie anprobiren zu dürfen; was zur allgemeinen Belustigung denn auch geschah. Ich wußte mich aber in den zarten Gewändern besser zu benehmen, als man erwartet hatte. Ich wußte die Schleppe so majestätisch zu werfen und Fächer und Sonnenschirm so graziös zu tragen, daß meine Mutter oft bedauerte, daß ich nicht ihre Tochter geworden. Aber die Lust erwachte, auch einmal auf der Straße uns in Damenkleidern zu zeigen und der Männer Blicke auf uns zu ziehn. Wir beschlossen also eine Lustpartie in das »Universum«, und zwar in Begleitung unsrer beiden damaligen Liebhaber, diese natürlich in Herentracht [...] Unsere Anbeter kamen, uns abzuholen. Sie waren ganz erstaunt über unser brillantes Exterieur, noch mehr aber über den Anstand und die Grandezza, mit welcher wir die Kleider trugen. Wie 2 stolze Prinzessinnen stiegen wir in den Wagen. Wir kamen an. Der Wagen hielt. Die Musik rauschte uns entgegen. Wie klopfte uns heimlich das Herz, als die Herren uns musterten und lorgnnettirten! Wie Rehe sprangen wir aus dem Wagen. Am Arm unserer Herren durchschritten wir stolz die Reihen. Unser Erscheinen im Saal machte Aufsehn. (Unsr Toiletten waren nämlich für das Universum eigentlich viel zu elegant!) Wir nahmen Platz. Da näherte sich mir ein strammer schöner Mann und sagte mit bittendem Blick: »Darf ich bitten, mein Fräulein?« Kaum hatte uns ein Tänzer losgelassen, so waren gleich 2 oder 3 andere da, die unser harnten. Wir schwelgten in Wonne. Inzwischen hatten wir unsere beiden Herren gänzlich verloren. Wir fanden indeß 2 recht flotte Tänzer, die uns zum Souper einluden, was wir ihrer Schönheit wegen auch mit wahrem Entzücken annahmen [...] Die beiden lebenswürdigen Herren, die uns im Universum zum Souper einluden, hielten uns offenbar für Damen des *démi-monde*. Unser Gespräch mit ihnen ward immer zutraulicher, und wir waren schon recht coquet, als sie uns einluden, mit ihnen in's Hotel zu fahren. Jetzt freilich gebrauchten wir alle möglichen Ausflüchte: allein

es half nichts; wir mußten in den Wagen steigen. Fast ohnmächtig vor Schreck kamen wir im Hotel an. Jetzt mußten wir ja entlarvt werden! Wir waren Betrüger und mit den empfindlichsten Gefühlen hatten wir unser Spiel getrieben. Als wir mit den Herren in's Zimmer traten, fing meine Genossin an zu weinen; ich warf mich auf die Knie! Flehend bat ich um Verzeihung für unsern üblen Scherz; wir seien nicht Mädchen! Ich bat, uns fortzulassen. Betroffen sahn sie einander an. Endlich erklärten sie rundweg: es sei ihnen jetzt ganz einerlei, wir müßten bleiben! — und — wir durchträumten eine schöne Nacht — und kamen Morgens mit zerrissenen Kleidern nach Haus, wo natürlich eine wahre Scene unser harnte. Von unsren Streifzügen kehrten wir nie unbegleitet heim. Und die Hauptsache war, daß, wenn die Bursche zuletzt die Täuschung merkten, sie sich gar nichts daraus machten und sich dennoch mit uns amüsirten [...] Hinfort besuchten wir oft, in prachtvoller Toilette, die elegantesten Bälle, ohne je als Männer erkannt zu werden. Bald aber zogen wir jene Tanzlokale vor, wo wir die sog. »feschen Kerls« trafen. (»fesch«, d.i. schmuck und lustig, ohne dabei vornehm zu sein.) Diese behandelten uns nicht minder lebenswürdig. Dort erregten wir oft ungeheures Aufsehen wegen unsers herausfordernden Benehmens [...] Wir waren so recht in unsrem Element! — Auch in diesen Regionen haben wir unsre Streifzüge oft wiederholt, und nicht nur wir beiden, sondern sehr viele andre von den Schwestern ebenfalls.« (Ulrichs: *Memnon*, S. 78 ff.) Dieser hübsche Bericht aus den fünfziger Jahren zeigt zwar, dass es anscheinend damals in Wien Urningsbälle wie in Berlin oder Paris noch nicht gab, andererseits wird hier eine informelle Urningsgruppe beschrieben. Anfangs sind sie zu viert, zwei »Weiblinge« und ihre beiden »damaligen Liebhaber«, dann die beiden Herren, denen es »jetzt ganz einerlei« war und schließlich »sehr viele Schwestern«, die es genau so machen.

Man kann wohl aufgrund dieser Beispiele sagen, dass sich in Wien seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts Anfänge einer schwulen Subkultur nachweisen lassen. Zu dieser Zeit gab es in Berlin, Paris und London bereits seit vielen Jahrzehnten Treffpunkte, Bälle und Bordelle für schwule Männer, so dass man in bezug auf Wien von einer verzögerten oder verspäteten Entwicklung einer schwulen Subkultur sprechen kann. Eine Relativierung dieser Aussage, die sich zwar von selbst versteht, soll dennoch hier betont werden: Die Spurensuche nach einer schwulen Subkultur in Wien stehen erst am Anfang. Man darf deshalb von künftigen Forschungen erhoffen, dass sie zu einer Korrektur des vorliegenden Untersuchungsergebnisses führen.

Den frühesten Hinweis auf eine mehr formelle subkulturartige Gesellungsform in Wien fand ich bei

dem Wiener Schriftsteller Otto de Joux, der 1893 in seinem Buch *Die Enterbten des Liebesglücks* die folgende, leider sehr knappe und undeutliche Mitteilung gibt:

»Im schönen Wien soll es, wenn wir den Schilderungen der Tagespresse Glauben schenken dürfen,

einen Prozeß gegeben haben, in welchem ein Uraniden-Bund, der sich »Club der Vernünftigen« nannte, an das Tageslicht gezerrt, Schlüsse zuließ, welche überall Kopfschütteln und Bedauern hervorriefen.« (Joux 1893, S. 126)

Literatur

- Bumm, P.:** *August Graf von Platen*. München 1990.
- Cellini, B.:** *Das Leben des Benvenuto Cellini von ihm selbst geschrieben*. Dt. Übers. von Heinrich Conrad. 2 Bände. Stuttgart 1909.
- Cellini, B.:** *Leben des Benvenuto Cellini, übersetzt und mit einem Anhang herausgegeben von Goethe*. Mit Komm. u. Bibliographie von Walter Hess. Hamburg 1957.
- [**Cölln, F. von:**] *Wien und Berlin in Parallele*. Amsterdam u. Cölln 1808.
- Derks, P.:** *Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850*. Berlin 1990.
- Deutsch, O. E.:** *Schubert. Die Dokumente seines Lebens*. Kassel u.a. 1964.
- Deutsch, O. E.:** *Schubert. Die Erinnerungen seiner Freunde*. 2. Aufl. Leipzig 1966.
- Franken, F. H.:** *Die Krankheiten großer Komponisten*. 2. Bd. 2. Aufl. Wilhelmshaven 1991.
- Freimark, H.:** Peter Cornelius, der Dichtermusiker, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*. Jg. 19, 1919, S. 144-174.
- Frey, L.:** *Der Eros und die Kunst. Ethische Studien*. Leipzig [1897].
- [**Friedel, J.:**] *Briefe über die Galanterien von Berlin, auf einer Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier*. [Gotha] 1782.
- [**Fröhlich, R.:**] *Die gefährlichen Klassen Wiens. Mit belehrenden Winken über Gaunerkniffe u. e. Wörterbuche der Gaunersprache*. Wien 1851.
- Galanterien Wiens, auf einer Reise gesammelt und in Briefen geschildert von einem Berliner. 2 Theile. O.O. 1784.**
- Goldschmidt, H.:** *Um die Unsterbliche Geliebte*. Leipzig 1977
- Graf, G.:** Missverstehen (als Voraussetzung). Jean Paul und Emil August von Gotha, in: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft*. Jg. 31, 1996, S. 61-102.
- Grimm, J. u. W.:** *Deutsches Wörterbuch*, Band 6 L.M. Leipzig 1885.
- Grimm, J. u. W.:** *Deutsches Wörterbuch*, Band 7 NOPQ. Leipzig 1889.
- Grimm, J. u. W.:** *Deutsches Wörterbuch*, Band 10,3. Leipzig 1957.
- Hajdecki, A.:** Iffland und sein Wiener Engagement zum Theaterdirektor im Jahre 1809, in: *Erdgeist*, Jg. 3, 1908, S. 41-45.
- Hartl, F.:** *Das Wiener Kriminalgericht*. Wien u.a. 1973.
- Herzer, M.:** Hirschfeld in Wien, in: *Capri*, Nr. 24, Oktober 1997, S. 28-38.
- Hirschfeld, M.:** *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. Berlin 1914.
- Hitschmann, E.:** Schuberts Schmerz und Liebe, in: *Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse*. Band 3, 1915, S. 287-292.
- Hügel, F. S.:** *Zur Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution. Social-medicinische Studien in ihrer praktischen Behandlung und Anwendung auf Wien und andere Grossstädte*. Wien 1865.
- Joux, O. de:** *Die Enterbten des Liebesglücks. Ein Beitrag zur Seelenkunde*. Leipzig 1893.
- Karsch, F.:** Johannes von Müller, der Geschichtsschreiber (1752-1809), in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 4, 1902, S. 348-457.
- Karsch, F.:** Herzog August der Glückliche (1772-1822), in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 5, 1903, S. 615-693.
- Karsch-Haack, F.:** *Erotische Großstadtbilder als Kulturphänomene. Erstes Heft: Wien und Berlin*. Berlin 1926.
- [**Kertbeny, K. M.:**] § 143 des Preussischen Strafgesetzbuches. Leipzig 1869.
- [**Kertbeny, K. M.:**] Ein bisher ungedrucktes Kapitel über Homosexualität aus der »Entdeckung der Seele« von Professor Dr. med. Gustav Jäger, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 2, 1900, S. 53-124.
- Moll, A.:** *Berühmte Homosexuelle*. Wiesbaden 1910.
- Muxfeldt, K.:** Political Crimes and Liberty, or Why Would Schubert Eat a Peacock? in: *19th Century Music*. Vol. 17, Nr. 1, Summer 1993, S. 47-64.
- Reichardt, J. F.:** *Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809*. Eingel. u. erl. von Gustav Gugitz. 1. Bd. München 1915. (Erstausgabe: Amsterdam 1810)
- Rieger, E.:** Junge Pfauen und Cellini, in: *Musik und Unterricht*, Nr. 32, 1995, S. 51-3.

Sadger, I.: *Aus dem Liebesleben Nicolaus Lenaus*. Leipzig u. Wien 1909.

Sadger, I.: *Heinrich von Kleist. Eine pathographisch-psychologische Studie*. Wiesbaden 1910.

Schaden, A. von: *Berlins Licht- und Schattenseiten*. Dessau 1822.

Schaden, A. von: *Meister Fuchs; oder humoristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau*. Dessau 1822.

Schib, K.: *Johannes von Müller 1752-1809*. Thayngen-Schaffhausen u.a. 1967.

Schrank, J.: *Die Prostitution in Wien in historischer, administrativer und hygienischer Beziehung*. 2 Bände. Wien 1886.

Schumann, R.: Franz Schuberts letzte Kompositionen, in: Schumann, *Gesammelte Schriften über Musik und Musiker*. 5. Aufl., Band 1, Leipzig 1914, S. 327-331.

Schwandt, C.: »Unaussprechlich, unbegriffen«, Indizien und Argumente aus Leben und Werk für die wahrscheinliche Homosexualität des Franz Peter Schubert, in: *Musik-Konzepte*, Heft 97/98, Oktober 1997, S. 112-194.

Solomon, M.: *Beethoven. Aus dem Amerikan.* übers. von Ulrike von Puttkamer. München 1979.

Solomon, M.: Franz Schubert's »My Dream«, in: *American Imago*, vol. 38, 1981, S. 137-54.

Solomon, M.: Schubert: Some Consequences of Nostalgia, in: *19th Century Music*. Vol. 17, Nr. 1 Summer 1993, S. 34-46.

Steblin, R.: Schubert's 'Nina' and the true peacocks, in: *The Musical Times*, March 1997, S. 13-19.

Sterba, E. u. R.: *Ludwig van Beethoven und sein Neffe. Tragödie eines Genies. Eine psychoanalytische Studie*. München 1964.

Tellenbach, M.-E.: *Beethoven und seine »unsterbliche Geliebte« Josephine Brunswick*. Zürich 1983.

[Tuvora, J.:] *Briefe aus Wien. Von einem Eingeborenen*. Band 2. Hamburg 1844.

Ulrichs, K. H.: *Forschungen über das Räthsel der mann männlichen Liebe*. Hrsg. von H. Kennedy. 4 Bände. Berlin 1994. (Erstausgabe in 12 Heften Leipzig 1864 – 1880)

Universal-Lexikon der Kochkunst. 3., verbesserte Auflage. 2. Band L-Z. Leipzig 1886.

Zedler, J. H.: *Grosses vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste*. Leipzig u. Halle 1741.



CELLINI.

zweiter Kanonenschuss.
2^e coup de canon.

f *ad libitum*

Eilt, Freunde, herbei, zu mir! — Ich bin
À moi mes amis! à moi! — je suis

Hier verlöschen plötzlich alle Lichter und Moccoli.
Ici toutes les lumières et les moccoli s'éteignent subitement.

»Benvenuto Cellini«, Oper in 3 Akten von Hector Berlioz, 2. Akt, 6. Szene, Klavierauszug von Peter Cornelius

Vorbemerkung zu Kertbenys Platonismus: Der im Folgenden erstmals aus der Handschrift transkribierte Text Kertbenys ist offensichtlich ein Teil seiner 1866 erstmals angekündigten, aber niemals erschienenen »Sexualitäts-Studien. Psychologische Untersuchung über Nachtseiten des Geschlechtstriebes bei Mann und Weib. 360 S.« (Kertbeny 1866, S. 240) Diese erste Ankündigung von 1866, der noch weitere bis 1873 folgten, erlaubt eine ungefähre Datierung der leider undatierten Handschriften auf die zweite Hälfte der sechziger Jahre. Da Kertbeny in jener Zeit in einem intensiven Kontakt mit Karl Heinrich Ulrichs stand, waren seine theoretischen Versuche vermutlich als Gegenentwurf zu Ulrichs' Urningstheorie gemeint. In veränderter und verkürzter Form sind sie 1869 in Kertbenys beiden Abhandlungen gegen das preußische Homosexuellenstrafrecht anonym veröffentlicht worden. (Kertbeny 1869) Das Original befindet sich auf der Vorder- und Rückseite von Blatt 328 eines Konvoluts, das in der Ungarischen Nationalbibliothek in Budapest unter den Signaturen Oct. Germ. 296, Oct. Germ. 297 und Oct. Germ. 301 aufbewahrt wird. Auf Blatt 422 von Oct. Germ. 297 hat Kertbeny das folgende Gliederungsschema entworfen, aus dem der Zusammenhang deutlich wird, in den der Platonismus-Text gestellt werden sollte:

»Folgende Arten von Geschlechtstriebbefriedigung sind gegen den Fortpflanzungszweck der Gattung in der Natur:

Erste Gruppe: Monosexual.

1. **Onanie, Masturbation oder Selbstbefleckung, Emission.** Wird von einem männlichen oder von einem weiblichen Individuum, allein und am eigenen Körper, verübt. Kommt auch bei Thieren, z. B. Affen, Hunden, u.s.w.
2. **Künstliche Onanie, mittelst anorganischer Werkzeuge, beim Manne als ›Onania postica‹ also künstlicher ›Pygismus‹, beim Weibe durch ›Arma artificialia‹, also künstlicher ›Coït‹.**

Zweite Gruppe: Homosexual.

3. **Platonismus, sinnliche, doch völlig keusche Liebe des Mannes zum Manne.**
4. **Gegenseitige Onanie, Emission, Fallizismus, zwischen Mann und Mann, beschränkt auf die Geschlechtsteile.**
5. **Tribadismus, oder lesbische Liebe, Saphysmus, Anandrynismus, Friktion: Weib mit Weib.**
6. **Pygismus, Imission, aktiv und passiv, die ›Sodomia sexus‹, verübt und erduldet zwischen Mann und Mann, und auch zwischen Mann und Weib. Wirklicher ›Coït‹, doch auf widernatürlichem Wege.**

Dritte Gruppe: Heterogen.

7. **Sodomie, oder ›sodomia generis‹, Imission, zwischen Mensch und Thier; wirklicher doch widernatürlicher ›Coït‹.**

Vierte Gruppe: Hetero=sexual.

8. **Fornikation, Imission, auch ›stuprum‹, Begattung außer der Ehe, Hurerei, zwischen Mann und Weib; normaler, aber naturzweckwidriger ›Coït‹.**

Man kann wohl annehmen, dass Kertbeny seine »Platonisten« wie auch sein gesamtes Typenkabinett aufgrund empirischer Studien konstruiert hat, dass ihnen also die Realität eines Sozialcharakters entspricht, der damals nicht selten anzutreffen war und der im zwanzigsten Jahrhundert als »ideeller Homosexueller« (Hitschmann) bezeichnet wurde. Dass im neunzehnten Jahrhundert mit seinen unentwickelten oder in manchen Städten fehlenden schwulen Subkulturen der Typus des Platonisten unter den Schwulen sehr häufig war, ist eine Annahme, deren Begründung im Aufsatz über die Stadt Wien zur Zeit Franz Schuberts weiter vorn in dieser CAPRI-Ausgabe versucht wird. Ferner ist dort die These, dass Männer wie Beethoven, Schubert, Grillparzer, Johannes von Müller und zahlreiche andere Berühmtheiten jener Zeit als Platonisten anzusehen sind, als Schwule ohne sexuelle Praxis, aufgestellt worden.

Manfred Herzer

Platonismus

Auch diese, und zwar völlig ideale, Leidenschaft, über die schon soviel und vielerlei gefaselt worden, existirt wirklich, und zwar völlig sinnlich, aber sexual völlig rein. Es ist dies der wirkliche »Eros«, die Männerliebe, als Gegensatz der Liebe zum Weibe, die sinnliche Anziehung des Männlichen, begleitet, wenn nicht von einer direkten Antipathie, so doch von einer sinnlichen Gleichgültigkeit gegen das Weibliche. Es giebt Männer, welche schöne Knaben, Jünglinge, sowie Burschen, ja sogar andere erwachsene Männer, leidenschaftlich lieben, bei der bloßen Berührung des Geliebten Wonne fühlen, ihn mit Küssen bedecken, sich von ihm zärtlich küssen lassen, nackt mit ihm schlafen, Körper an Körper, sich umarmen und verschlingen, die körperliche Atmosphäre des Geliebten als sympathischen Geruch spüren — dagegen die körperliche Atmosphäre des Weibes für antipathisch — und trotz alledem ihre Geschlechtstheile gegenseitig nicht berühren, ja dieselben vielleicht nicht einmal in Errection bekommen, ganz fremd frivolen Gedanken der Unkeuschheit. Sokrates mag eine solche Natur gewesen sein, von dem Xenophon erzählt, daß er es liebte, mit dem schönen Alcibiades zu schlafen, sich nackt an ihn zu schmiegen, dessen Leib und Gesicht wie Mund mit Küssen zu bedecken, dem Geliebten Küsse zu entschlürfen, aber nie sich Unziemliches erlaubte, weshalb Alcibiades nie vor ihm die Achtung verlor, und auch noch später, als sich Alcibiades realistisch an Männer wie Weiber ergab, dem Sokrates stets wie einem reineren Wesen in hingebender Liebe nahte. Und bei Komeus saß Sokrates mitten unter den Knaben, las mit dem schönen Kritobul aus einem Buche, und fühlte sich seelig, wenn der schöne Junge sich an ihn schmiegte, die blonden Locken ihm ins Gesicht niederhingen, und er den Geliebten öffentlich vor all den andern Knaben abküssen konnte. Das konnte jedenfalls keine unzüchtige Liebe sein, von einem Sokrates, auf den alle Welt sah, so öffentlich ausgeübt; und die Palästre durfte überhaupt Männer unter vierzig Jahr nicht betreten. Das war die »Paedophilie«; wohl zu unterscheiden von der »Paederastie« welches letzteres Wort, so unschuldig es an sich ist, schon bei alten Schriftstellern einen zweideutigen Nebenbegriff hatte.

Wir modernen Idealisten wollen uns zu der Annahme hinaufschrauben, daß überhaupt die griechische Männerliebe — dies psychologische Räthsel — stets so reiner Natur war, wenigstens bei all den hehren Erscheinungen der alten Geschichte, welche dieser Eigenthümlichkeit nicht zu entkleiden sind, und die wir trotzdem eines ärgeren Verdachtes nicht gern beinzichtigt sehen. Um so mehr mußte diese Anschauung an Wahrscheinlichkeit gewinnen als ja in Sparta und Athen die Knabenliebe sogar zu einem erhabenen Staatsinstitute erhoben wurde, zu einer sittlichen Organisation, was doch unmöglich mit einer Ausschweifung thunlich gewesen wäre. Und denken wir an Epaminondas — dessen Name schon an sittlichen Adel und Würde erinnert, — dann an die heilige Burgschaar der 300 Thebaner, die nur aus Liebenden und Geliebten bestand, und die schon Philipp von Macedonien von allem Verdachte frei sprach; sowie an Harmodias und Aristogiton, — so sträubt sich in der That unser bestes sittliches Gefühl, jene Verhältnisse für solche anzusehen, welche wir nach unseren heutigen Begriffen gelindestens »unflätige« nennen müßten.

Wir werden aber im Verlauf dieser Untersuchungen sehen, daß wir selbst es waren, die die ursprünglichen Begriffe verwirrten und auf den Kopf stellten, und nun vor Konsequenzen komplizirtester Art stehen. Ausgegangen von einer wohlberechtigten Reaktion gegen das rein sinnliche Leben des Alterthums verfiel die kristliche Weltregeneration in das Gegentheil, in den Spiritualism, in die Ascese, erklärte das Fleisch überhaupt für sündig und verworfen, und belegte auch die geringsten Verirrungen mit Anathemen von einer Schwere, die konsequent nur zu Todesstrafen, Feuer und Schwert führen konnten. Daneben war aber die normale Geschlechtstriebbefriedigung, obgleich solchen Begriffen nach auch sündig, doch nicht so streng zu verfolgen, wollte man die Rigorosität nicht bis zu Aussterben der Gattung treiben, was ein solch thöricht Vorhaben gewesen wäre, als den Zweig absägen, auf dem man selbst saß. Also man suchte die Fleischlichkeit, da sie sich nicht ganz aufheben ließ, doch aufs engste Feld der legitimen Ehe ein[zuschränken], und belegte alle noch so geringen Abweichungen davon mit Namen, welche zur Essenz alles Infamirenden und Schaudererregenden wurden, die Personen, welche sie trafen, wie Verpestete erscheinen ließ, und man uns dem nach Begriffe von Verbrechen einimpfte, deren Thaten in der Wirklichkeit in gar keinem Verhältnisse zur Grauenhaftigkeit und dem infamirenden Begriff der Worte standen. Als aber die neuere Zeit diesem Aszetismus immer mehr entsagte, und die normale Geschlechtstriebbefriedigung immer ungenirter, besonders in großen Städten, ihre illegitimen Wege dahin ziehen durfte, da kam es dann allmählig zu der barocken Abnormität, daß die Majorität alle sie hemmenden Schranken niedertrat, jedoch die der Minorität stehen ließ. So befindet man sich jetzt in der tragikomischen Alternative, daß man auch die allergeringsten momentanen Verirrungen im gleichen Geschlechte mit den Augen des Mittelalters als entsetzliche und ekelhafteste Verbrechen noch heute ansieht, dagegen die bodenloseste und unflätigste, ja naturwidrigste Ausschweifung unter entgegengesetzten Geschlechtern als etwas hinnimmt »was doch nicht zu ändern ist«, und dafür man der persönlichen und individuellen Freiheit doch nicht zu nahe treten darf.

Bei diesem Schwanken zwischen abstrakter Idealität und zwischen realistischem Zynismus kann man die Griechen freilich nicht begreifen, und machte aus ihnen entweder Platonisten im Sinne jenes Platonismus den man

als Abstraction aus Platons Schriften zog, es ablehnend, sie deutlicher zu verstehen; oder man beizichtigte sie in Bausch und Bogen der Bestialität römischer Kaiserlinge. Die Wahrheit liegt inmitten. Edlere Naturen unter den Griechen, wie eben überall, benügte die zwar sinnliche, aber stets keusche Liebe zu dem angebeteten Gegenstand, den sie in männlicher Jugendschönheit am vollendetsten sahen, weil sie eben selbst am vollendetsten empfänglich für Schönheit waren. Glühendere Naturen verirrt sich in solcher Liebe zu sexualen Berührungen, noch realistischere bis zur Immission. Aber auch die strengsten Sittenprediger sahen an solch momentanen Verirrungen der Leidenschaft nicht sofort Kardinalverbrechen, die zum Himmel um Rache rufen, sondern Menschliches, an sich von jedenfalls noch geringerer Bedeutung als der wirkliche Coïtus zwischen Mann und Weib, der gerade ihnen — ungleich als uns — keine bloße Spielerei schien, sondern ein den Göttern geweihter Akt, gewissermaßen ein religiöser Akt, eine Pflichterfüllung gegen die Natur und den Staat, um die menschliche Gattung zu erhalten. Bei uns dagegen — es wird im letzten Artikel ausführlicher zur Sprache kommen — gilt beinahe schon das Gegenheil.

Der Platonismus zählt natürlich, auch nicht entfernst, in die Kategorie der Unzucht; er findet hier jedoch besondere Erwähnung, weil von ihm Wurzel ausgeht des psychologischen wie physischen Räthsel, daß es Individuen angeboren ist, sich im eigenen Geschlechte zu verlieben, vom entgegengesetzten mindestens gleichgültig zu bleiben, wenn auch nicht eben nur Antipathie gegen selbes vorherrscht. Dies Faktum muß zuerst festgestellt werden, um überhaupt für Folgerungen fähig zu werden. Es existirt aber nicht bloß traditionell, sondern läßt auch aus der Gegenwart zahlreich nachweisen. 1848 erschienen bei F. L. Herbig in Leipzig die Erinnerungen eines deutschen Flüchtlings — dessen Name momentan kaum mehr eruierbar ist, der aber ohnehin nichts zur Sache thut — welcher von einem Lehrer erzählt, der die Gewohnheit hatte, einen oder den andern seiner Schüler Nachts zu sich ins Bett zu nehmen. Da dies Andern verdächtig schien, so fand sich einer, der sich Nachts unter jenes Lehrers Bett versteckte, aber nichts bemerkte, als daß dieser seinen Liebling abküßte und in die Arme schloß, um ihn weicher ruhen zu lassen. Einige Tage später kam nun der Spion selbst an die Reihe, und folgte um so williger der Einladung, als er höchst neugierig war, die eigentlichen Thatsachen zu ergründen. Doch auch ihm ergings so keusch; weder wurden seine Geschlechtstheile berührt, noch machte der Liebhaber seine eigenen bemerklich. Aber gegen Weiber hatte derselbe eine ausgesprochene physische Aversion die er auch seinen Lieblingen nicht verhehlte. Und solche Thatsachen wären noch einige Dutzend zu erzählen, bedürfte die Beweiskraft der Quantität.

Genug, es steht fest, daß es sittliche, keusche, reine Männer giebt, denen die sinnliche Liebe zu ihrem eigenen Geschlechte angeboren ist — neben Gleichgültigkeit gegen das andere — und wenn solche Naturen sich nicht bis zu sexualen Ausschweifungen verirren, so liegt das einentheils vielleicht überhaupt im phlegmatischeren Temperamente, im gering angeborenen Geschlechtstribskitzel, andernteils gewiß auch in bewußter Tugend, in sittlicher Richtung, im über die Sinne stehenden reinen Schönheitsgefühl, und in den Schranken, die die Wesenheit des eigenen Geschlechts so setzt, daß weniger zur bloßen Geilheit neigt. Es dürfte jedenfalls schwieriger sein, und mehr Kampf mit dem eigenen Blute auch den sittlichsten Menschen kosten, mit einem jungen Mädchen zu schlafen, ohne es zu berühren und ohne Errectionen zu bekommen, als mit einem jungen Manne. Denn neben einem Weibe tritt unbewußt und von selbst, bei gesunden Menschen, der thierische Geschlechtstrieb ein, und der geschmeidige Leib des Weibes ist bei bloßer Berührung anreizender zur Wollust, als der noch so schöne, doch spröde und trockne männliche. Sogar maßlose Geilheit ist dem Weiblichen Natur, Lebenszweck, dem Männlichen bloß letzter Abschluß.

Literatur zu Kertbenys Leben und Werk

Féray, Jean-Claude u. Manfred Herzer: Homosexual Studies and Politics in the 19th Century: Karl Maria Kertbeny, in: *Journal of Homosexuality*, Vol. 19, Nr. 1, 1990, S.23-47.

Féray, Jean-Claude u. Manfred Herzer: Karl Maria Kertbeny, in: Rüdiger Lautmann (Hrsg.): *Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*. Frankfurt u. New York 1993, S. 42-47.

Herzer, Manfred: Kertbenys Sexualtheorie, in: *Capri* Nr. 4, September 1988, S. 15-27.

Kertbeny, Karl Maria: Bibliografie der Werke, publizirt von K. M. Kertbeny, 1846-1866, in: Kertbeny: *Hundertsechzig Lyrische Dichtungen von Alexander Petöfi. Aus dem Ungrischen im Versmaße der Originale übersetzt*. Elberfeld u. Leipzig 1866, S. 234-244.

[Kertbeny, Karl Maria:] § 143 des Preußischen Strafgesetzbuches vom 14. April 1851... Leipzig 1869.

[Kertbeny, Karl Maria:] *Das Gemeenschädliche des § 143 des Preußischen Strafgesetzbuches...* Leipzig 1869.

Kertbeny, Karl Maria: *Bibliografie der Werke publicirt von K. M. Kertbeny 1846-1874*. Berlin 1873.

[Kertbeny, Karl Maria:] Ein bisher ungedrucktes Kapitel über Homosexualität aus der »Entdeckung der Seele« von Professor Dr. med. Gustav Jäger in Stuttgart, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 2, 1900, S. 53-124.

Die Kontroverse um Grillparzers Homosexualität im Jahre 1904: Hans Rau, Numa Praetorius, Felix Poppenberg

Anscheinend sind sich alle Grillparzer-Biografien in einem Punkt einig: In seinem ganzen, langen, von 1790 bis 1872 dauernden Leben hat der Dichter Franz Grillparzer niemals die körperliche Liebe erlebt, weder mit einer Frau, noch mit einem Mann oder einem Hermaphroditen. Er war häufig in Personen jedweden Geschlechts verliebt und mehr als fünfzig Jahre lang mit einer Frau Katharina Fröhlich verlobt. Zu seinem Entschluss, nie mit seiner Verlobten Sex zu machen, kam es bei folgendem, 1826 in seinem Tagebuch festgehaltenen Erlebnis mit Katharina:

»Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat. Grillenhaft beobachtet, sage ich, denn es war kein eigentlich tugendhafter Entschluss, er war erzeugt durch ein vielleicht bloß ästhetisches, künstlerisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhielt, das zu tun, wozu alle Gefühle und Gedanken mich beinahe unwiderstehlich hintrieben. So kämpfte ich mich ab gegen die immerwährende Aufregung, und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldsvolle hinüberging, setzte auch sie unbewusst in Bewegung und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtsliebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältnis auch in seinen geistigen Bestandteilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten.«

Hans Rau bemerkt, dass Grillparzers ganze Organisation und Charakteranlage den Geschlechtsverkehr einfach ausschlossen. Man kann ihn wohl als Platonisten im Sinne Kertbenys bezeichnen, als einen Mann, dessen Sexualität sich in leidenschaftlicher, aber »keuscher« und »reiner« Freundschaft und Frauenliebe realisierte. Anders als im Falle seiner Zeitgenossen und Dichterkollegen Heinrich von Kleist und Nikolaus Lenau weiß man nichts über Grillparzers Ansichten zur einsamen Onanie und seine diesbezüglichen Gewohnheiten.

Als im Jahre 1904 in Berlin das Buch von Hans Rau *Franz Grillparzer und sein Liebesleben* erschien, wo aus der bereits damals bekannten lebenslangen heterosexuellen Abstinenz des Dichters und anderen biografischen Daten geschlossen wird, »dass der Dichter eine ausgesprochen weibliche Natur« (S. 49) mit starker Neigung zur »Freundesliebe« gewesen sei — Rau vermeidet konsequent den Ausdruck Homosexualität, — erregte dies einigen Widerspruch. Die im Folgenden wiedergegebene Rezension von Numa Praetorius (Eugen Wilhelm) gibt einen guten Überblick über die damalige Kontroverse. Fragwürdig erscheint jedoch

Praetorius' Ansicht, dass Grillparzer in seinem Trauerspiel *Des Meeres und der Liebe Wellen* ein »deutlich homosexuelles Verhältnis zwischen Leander und Naukleros« gestalte. Das kann sich eigentlich nur auf die Ansprache beziehen, die Naukleros im zweiten Aufzug des Stückes an seinen Freund Leander richtet, um ihn, den frisch Verliebten, der sich seiner Verliebtheit in die schöne Priesterin Hero noch gar nicht bewusst ist, aus seiner melancholischen Stimmung zu befreien:

NAUKLEROS [der Leander vergeblich aufgefordert hat, mit ihm den Tempelbezirk zu verlassen]: *Da lehnt er, weich, mit mattgesenkten Gliedern. / Ein Junge, schön, wenngleich nicht groß, und braun. / Die finstern Locken ringeln um die Stirn; / Das Auge, wenns die Wimper nicht verwehrt, / Sprüht heiß wie Kohle, frisch nur angefacht; / Die Schultern weit; die Arme derb und tüchtig, / Von prallen Muskeln ründlich überragt; / Kein Amor mehr, doch Hymens treues Bild. / Die Mädchen sehn nach ihm; doch er — Ihr Götter! / Wo blieb die Seele für so artgen Leib? / Er ist — wie nenn ichs? — furchtsam, töricht, blöd! / Ich bin doch auch ein rüstiger Gesell, / Mein gelbes Haar gilt mehr als noch so dunkles, / Und, statt der Inderfarbe, die ihn bräunt, / Lacht helles Weiß um diese derben Knochen, / Bin größer, wie dem Meister wohl geziemt. / Und doch, gehen wir zusammen unters Volk, / In Mädchenkreis, beim Fest, bei Spiel, bei Tanz; / Mich trifft kein Aug, und ihn verschlingen sie. / Das winkt, das nickt, das lacht, das schielt, das kichert. / Und ihm gilts, ihm, Sie sind nun mal vernarrt / In derlei dumpfe Träumer, blöde Schlucker. / Er aber — Ei, er merkt nun eben nichts. / Und merkt ers endlich. Hei, was wird er rot! / Sag, guter Freund, ist das nur Zufall bloß, / Wie, oder weißt du, dass du zehnmal hübscher / Mit solcher Erdbeerfarbe auf den Wangen?*

Das ist zwar nicht ohne Sinn für die erotische Ausstrahlung eines jungen Mannes geschrieben, hat aber keinesfalls die Funktion einer Liebeserklärung für den Freund, wie auch im ganzen Stück nirgendwo ein »deutlich homosexuelles Verhältnis« zwischen den beiden Freunden auch nur angedeutet wird. Numa Praetorius irrt sich hier offenbar. Seltenerweise ignoriert er eine von Rau zitierte Stelle aus Grillparzers Dramenfragment *Spartakus*, einen nun wirklich wunderschönen Klagemonolog verschmähter Männerliebe. Der römische Sklave Publipor berichtet von seiner unglücklich Liebe zu Spartakus:

PUBLIPOR: *Denn ach, der Stachel, der am tiefsten gründet, ist Liebe, die nicht Gegenliebe findet [...]. So kränkt' er mich mit Kaltem Übersehn, bis erst vor kurzem, kaum sinds 30 Tage, die Stund schien,*

in der sein Herz sich auftat. Er kam nach Haus, mit Blute übergossen, das ihm aus zwanzig Wunden quellend strömte. Mit lautem Angestuf eilt ich auf ihn zu. Da warf er sich in meine offenen Arme und drückt' mich an die Brust, dass es fast schmerzte, und seine Tränen flossen in die meinen, des Bluts nicht achtend, das dem Leib entquoll, bis er, den Mund gepresst an meine Lippen, erstarrt, ohnmächtig mir am Busen hing. Seit jenem Tage hat sein ganzes Wesen mit einem mächtigen Schläge sich verkehrt. Wie wenn des jungen Frühlings lauer Finger den Schnee streift von der Erde starren Gliedern, das Gras hervortritt aus der Winterhülle, der

Numa Praetorius

[Kritisches Referat zu Raus Grillparzer-Buch]

Rau, Hans, Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Berlin, Verlag von Barsdorf.

Der Schlüssel für das psychologische Rätsel, das Grillparzers Wesen bietet, sieht Rau in der ausgesprochen weiblichen Natur des Dichters.

In Grillparzer hätten weibliche und männliche Elemente im Streite miteinander gelegen. Meist habe das Weibliche die Oberhand gewonnen und auch auf sein Liebesleben Einfluss gehabt. Er habe nie das wahre Glück der Liebe kennengelernt, nie die Leidenschaft in ihrer aufwühlenden Stärke empfunden. Infolge seiner weiblichen Denk- und Empfindungsweise habe er sich weit mehr zum männlichen als zum weiblichen Geschlecht hingezogen gefühlt. Dort, wo er eine Frau zu lieben geglaubt, sei bald die Freundschaft an Stelle der Liebe getreten. Diese Erklärungen sucht Rau an der Hand der uns bekannten Beziehungen des Dichters zu Frauen und Freunden zu beweisen. Er behauptet, Grillparzer habe im Weibe die spezifisch weiblichen Eigenschaften nur weniger geliebt und mehr männliche Entschlossenheit und Energie geschätzt.

Die erste Leidenschaft zur 17jährigen Antonie sei bei näherer Bekanntschaft der Geliebten bald verschwunden; dieses Verschwinden der Leidenschaft bei näherem Bekanntwerden mit der Geliebten sei typisch im Liebesleben Grillparzers. Die zweite Leidenschaft für eine Sängerin, die als Cherubin in Figaros Hochzeit seine Liebesglut entflammt, sei wohl auf den Umstand des Auftretens der Sängerin in Knabenkleidern, auf die Doppelgeschlechtlichkeit in der Erscheinung der Sängerin zurückzuführen. Ihr habe auch Grillparzer das zierlichste Gedicht seiner Muse *Cherubin* gewidmet.

Für Raus Behauptungen von der geschlechtlichen Kälte Grillparzers gegenüber den Frauen scheinen einige vom Dichter ohne sein Zutun entfachte, aber von ihm unerwiderte Leidenschaften einiger

Rose zarte Wange süß errotet, die blauen Glöcklein holde Freude tönen, die Knospe auszieht ihren rauhen Pelz, des Bächleins Wellen durch die Wiesen hüpfen, und alles lebt und atmet und sich freut, so schwand aus seiner Seele jener Frost, der so oft mit Verzweiflung mich erfüllte.

Es stellt sich aber bald heraus, dass Spartakus sich so ganz anders benimmt, weil er zum ersten Mal in seinem Leben in eine Frau verliebt ist. Die Freundschaft des Publior verschmäht er weiterhin.

Frauen, so z. B. der früh verstorbenen Marie von Piquet zu sprechen.

Auch das jahrelang dauernde Verhältnis Grillparzers zu Katharina Fröhlich, das Rau eingehend erörtert, bietet manche Eigentümlichkeit. Aber immerhin war es doch eine tiefgehende Leidenschaft, die größte seines Lebens, die Grillparzer zu Katharina hinzog.

Sie gab ihm, wie Rau auch hervorhebt, Lebenswert und Lebensfreude, Schaffenslust und Schaffensfreude. Das Verhältnis blieb allerdings ein ideal platonisches. Zur Ehe konnte sich Grillparzer nicht entschließen. Allmählich erkaltete Grillparzers Leidenschaft; in seinem Tagebuch vermerkt Grillparzer, dass kein eigentlich tugendhafter Vorsatz, vielmehr ein ästhetisches, künstlerisches Wohlgefallen an Katharinas Reinheit ihn vom sinnlichen Besitz zurückgehalten habe, wozu alle Gefühle und Gedanken ihn hintrieben. Er habe sich abgekämpft gegen die fast immerwährende Aufregung.

Rau hält diese Gründe für undenkbar, Grillparzer habe sich in dem Motiv seiner Enthaltensamkeit selbst getäuscht. Der angebliche Entschluss, aus Wohlgefallen an der keuschen Jungfräulichkeit seiner verlobten sie niemals zu berühren, sei vernunftwidrig und wäre auch bei Grillparzers Schwäche undurchführbar gewesen, wäre wirklich bei ihm ein ernsthafter Konflikt vorhanden gewesen. Diese Enthaltensamkeit sei aber Grillparzer leicht geworden, weil er dieser, in seiner innersten, ihm selber verborgenen Natur wurzelnden Abneigung gegen den geschlechtlichen Verkehr entsprungen sei.

Diese Auslegung hat manches für sich, ist aber durchaus nicht zwingend. Das Verhalten Grillparzers scheint mir sehr wohl mit heftigem sinnlichen Begehren seiner Geliebten vereinbar. Dem ehrlichen, ideal angelegten Charakter, der Grillparzer war, entsprach es, der Geliebten Jungfräulichkeit nicht zu zerstören und seine Triebe nie-

derzukämpfen, da er zur Heirat sich nicht entschließen konnte und einen vorübergehenden Besitz ohne nachfolgende Ehe, der nur Entweihung der Jungfräulichkeit sein konnte, verschmähte. Grillparzer direkte Abneigung gegen den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe unterzuschieben, scheint mir besonders deshalb gewagt, weil er selbst seine heftige *sinnliche* Leidenschaft betont und man dem scharfen, psychologisch geschulten Geist eines Grillparzer die von Rau behaupteten Täuschungen des Dichters über derartige elementare Gefühle, wie die geschlechtlichen, nicht annehmen kann.

Ob indessen Grillparzers Empfindungsweise sich völlig in den Bahnen der Normalität bewegt habe, wird namentlich dann fraglich, wenn man berücksichtigt, dass er während seiner Studienzeit eine leidenschaftliche Neigung für einen jungen Mann, für den Altersgenossen Altmüller empfunden hat, die man mit Rau geradezu als heiße verzehrende Liebe bezeichnen kann. Alle Erscheinungen der Liebe zeigt diese Freundschaft. Als er sich einmal von Altmüller betrogen glaubt, führt er, wie Rau richtig hervorhebt, in seinem Tagebuch die Sprache eines verlassenen Liebenden. Seine Verzweiflung ist grenzenlos. Er glaubt mit dem Leben abgeschlossen zu haben, sogar der Gedanke an Selbstmord taucht auf. Es sind Gefühlsergüsse, wie gewöhnlich nur das Weib einem jungen Manne sie einflößt. Kein weibliches Wesen, sagt Rau, habe auch nur entfernt den gleichen Sturm der Gefühle in ihm erweckt.

Das Verhältnis zu Altmüller ist das einzige, in dem ich ein homosexuelles Gefühl erblicken kann.

Bedenkt man nun, dass damals Grillparzer noch sehr jung, noch Student war, und später eine derartige Neigung zu einem Manne nicht mehr festzustellen ist, dass damals die Frau noch nicht, wie später, in seinen Gesichtskreis getreten war, so fragt es sich, ob es sich nicht um eine vorübergehende homosexuelle Episode gehandelt hat.

Noch eine große Anzahl von Freundschaften finden sich vor, die Rau auch bespricht, so die mit Bauernfeld, Prechtler, Holtei, Beethoven. Keine gestattet aber die Deutung eines homosexuellen Empfindens Grillparzers. Bei der Freundschaft mit Prechtler zeigte letzterer, wie seine Briefe lehren, eine geradezu überschwengliche Neigung und enthusiastische Bewunderung für Grillparzer, indem er sein Gefühl für ihn mit demjenigen für die Geliebte in eine Reihe stellt. Ferner gesteht Holtei zu, dass er in seinem 15. Lebensalter für einen 17jährigen Freund von einem nicht mehr Freundschaft zu nennenden Gefühl ergriffen worden sei.

Aber bei Prechtler und Holtei steht nicht fest, dass Grillparzer für sie mehr als Freundschaft empfunden habe.

Bestimmte Äusserungen Grillparzers über gleichgeschlechtliche Liebe fehlen völlig. Deshalb halt-

ich die Behauptung von Rau, Grillparzer habe die gleichgeschlechtliche Liebe als eine in der Natur begründete, der normalen Liebe gleichberechtigte Erscheinung betrachtet, für unbewiesen.

Im Schlusskapitel erörtert Rau die Charaktere in Grillparzers Dramen und sucht die Doppelnatur in seinen Gestalten aufzudecken. Ebenso wie sich in Grillparzer selber männliche und weibliche Eigenschaften vereinigt hätten, ebenso seien seine Helden haltlose, vom Schicksal hin- und hergeworfene Menschen.

Da ihm das feminine Empfinden stets näher als das männliche gestanden habe, sei er auch in der Schilderung der Frauen ein Meister ersten Ranges.

In Grillparzers Dramen findet sich meiner Ansicht nach nur ein einziges deutlich homosexuelles Verhältnis, das zwischen Leander und Naukleros in *Des Meeres und der Liebe Wellen*. Mit recht sagt Rau, dass dieses Drama nicht nur das herrlichste Liebesdrama ist, sondern auch ein Freundschaftsdrama erhabenster Art.

Das Buch von Rau ist ein, wenn auch nicht immer tiefgehender, so doch sehr anerkannter Versuch, das Liebesleben des großen Dramatikers an der Hand unserer modernen Kenntnisse über sexuelle Zwischenstufen zu ergründen, nur dürfte auch Rau nicht gelungen sein, das Dunkel des Liebeslebens Grillparzers völlig zu klären. Namentlich erscheint seine Behauptung, Grillparzer habe mehr zum Manne als zum Weibe hingeneigt, allzu kategorisch und nicht genügend begründet.

Ich möchte annehmen, dass

1. Grillparzer sinnliche Liebe zur Frau empfand,
2. dass er jedenfalls kein echter Homosexueller war,
3. dass er in seiner Jugend, wenigstens seinem Freunde Altmüller gegenüber, homosexuell empfand,
4. dass es aber zweifelhaft ist, ob später noch homosexuelle Gefühle bei Grillparzer auftraten und in welcher Stärke.

Raus Buch hat eine scharfe und im allgemeinen durchaus unberechtigte Kritik seitens Anton Bettelheim (Wien) im *Literarischen Echo*, 2. Novemberheft, erfahren. Nachdem dem Verfasser in völlig ungerechter Weise Motive erotischer Spekulation untergeschoben werden, wird Raus Behauptung von der angeblichen Kälte und Enthaltbarkeit Grillparzers gegenüber dem weiblichen Geschlecht und dann namentlich die Annahme homosexueller Gefühle entrüstet zurückgewiesen, ohne dass der Kritiker sich die Mühe genommen hätte, auf Raus Gründe und auf einige Verdachtsmomente, wie das der Liebe zu Altmüller einzugehen. Dagegen ist ein anderer Schriftsteller, Felix Poppenberg, bei Besprechung des Tagebuchs Grillparzers in der *Neuen Deutschen Rundschau*, Oktoberheft 1903: »Grill-

parzers Inferno« zum Teil zu ähnlichen Schlüssen wie Rau gelangt.

Er hebt die phantasievolle Glut des Dichters bei der bloßen *Vorstellung* der Frau und seine Gleichgültigkeit und Kälte der *wirklichen* Frau gegenüber hervor, sowie einen femininen Zug, der dem homosexuellen Fühlen nahekomme und seine sexuelle Disposition kompliziere.

Leidenschaftliche Freundschaftsergüsse stünden in den Tagebüchern, bei denen man an Platen und Liebig denke. Schwärmerische Jünglingsfreundschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts seien durchaus nichts außergewöhnliches, und nichts sei verkehrter, als überall Pathologisches zu wittern, aber es bliebe doch auffallend, dass auf allen Seiten, die so viel von Frauen handelten, nicht ein-

mal ähnlich überströmend, ähnlich gefühlslodern von einer Frau gesprochen werde, als von dem Jugendfreund.

Nachdem Poppenberg die leidenschaftliche Liebe Grillparzers zu Altmüller geschildert, fährt er fort: »Die gemischtgeschlechtlichen Gefühle können Grillparzer übrigens nicht fremd gewesen sein, er hatte ein ausgesprochenes Interesse für hermaphroditische Motive. Ihn fesselte der Stoff *Die Familie Moscoso von Altariva*, weil hier ein Mädchen als Knabe aufgezogen wird, und in dem Cherubingedicht verdichtete er die durch die Geschlechtsmaskerade erregte Gefühlsverwirrung.«

(aus: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jahrgang 6, 1904, S. 507-512.)



Leipzigs Drittes Geschlecht

Teil I: Von den Anfängen der Schwulenzbewegung zur Jahrhundertwende bis zu ihrer Zerschlagung durch die Nationalsozialisten

1. Lipsia locuta

Von hoch oben grüßt sie Einwohner und Besucher Leipzigs – die Statue der eine Fackel tragenden Wahrheit auf der Kuppel des (einstigen) Reichsgerichts. Die zierlich wirkende Figur war nicht nur als architektonischer Schmuck gedacht, sie sollte auch Symbol sein für die Unfehlbarkeit der letzten Instanz, der Höchstrichterlichen Rechtsprechung im Deutschen Reich. Das Lipsia locuta, das Leipzig-Sprach, war ein Dogma für deutsche Juristen, durchaus vergleichbar mit dem Roma locuta, der (beanspruchten) Unfehlbarkeit des Papstes für die katholische Kirche. Doch nicht erst mit der braunen Diktatur, nicht erst mit den Bluturteilen eines Freislers, wurde der Anspruch zur Farce. Jahrzehnte vorher hatte an dieser Stelle deutsche Rechtsgelahrtheit manch abstruse Konstruktion als der juristischen Weisheit letzter Schluß verkündet.

Für homosexuelle Männer in Deutschland hatte die Spruchpraxis des Reichsgerichts zu Leipzig eine besondere Bedeutung. Weitgehend unbekannt ist heute, daß sie den einstigen Straftatbestand der sogenannten widernatürlichen Unzucht nach § 175 RStGB, die Strafbarkeit sexueller Handlungen zwischen Männern, immer weiter faßte und damit Generationen von homosexuellen Männern mit Gefängnis und Zuchthaus bedrohte. Am 23. April 1880 erging durch den II. Strafsenat des Reichsgerichts ein Urteil, in dem erstmals von beischlafähnlichen Handlungen die Rede war. Kein anderes Land kannte dieses Konstrukt. Entweder waren alle gleichgeschlechtlichen Sexualakte, einschließlich der mutuellen Masturbation, unter Strafe gestellt (wie in Österreich und England) oder gar keine (wie in Frankreich und Italien), oder es wurde lediglich der Analverkehr bestraft. Das Reichsgericht jedoch vermeinte zu erkennen, daß »unter der widernatürlichen Unzucht ein Analogon des naturgemäßen Beischlafs zu verstehen ist, und daß daher, wenn auch nicht jede unter Mitwirkung eines anderen Mannes verübte und auf Befriedigung des Geschlechtstriebes abzielende Hand-

lung, so doch jedenfalls ein in dieser Absicht geschehener Mißbrauch eines anderen Mannes zu einem Verhalten, welches der Duldung eines naturgemäßen Beischlafs ähnlich ist, dem Strafgesetze unterfällt.« (Hirschfeld 1986, S. 118) Es sollte länger als hundert Jahre dauern, bis die Strafbarkeit der Homosexualität endgültig beseitigt und damit auch diese Interpretation unter Kuriosa in die Ablagekammer der Geschichte verwiesen wurde.

Ebenso unbekannt ist aber auch, daß es — neben Berlin — Leipzig war, wo homosexuelle Männer ihre Diskriminierung durch das Strafrecht anklagten und gleiche Rechte forderten. Damit erhielt das Lipsia locuta gewissermaßen einen anderen, einen besonderen Sinn. Ende des vorigen Jahrhunderts begann der Verleger Max Spohr in der Buchstadt Leipzig, Schriften herauszugeben, die sich für »Gerechtigkeit« gegenüber »Urningen«, »Uraniern«, »Invertierten«, »Conträrsexuellen« — so lauteten einige der damals üblichen Bezeichnungen für schwule Männer — einsetzten. Zusammen mit Magnus Hirschfeld, dem wegen seines Engagements für die »Naturtatsache« Homosexualität später berühmt gewordenen Berliner Arzt, gründete Spohr das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee*. Mit dem Zusatz »in Berlin und Leipzig« firmierte in den Anfangsjahren die weltweit erste Selbstorganisation homosexueller Männer. Und Jahrzehnte später, im Jahr 1923 faßte in Leipzig der *Deutsche Freundschafts-Verband*, die mitgliederstärkste Homosexuellenorganisation, den programmatischen Beschluß, sich *Bund für Menschenrecht* zu nennen. Auch war es Leipzig, von wo aus nach 1945 die ersten Aktionen der Nachkriegszeit gestartet worden, um den schändlichen § 175 des StGB zu Fall zu bringen.

Lipsia locuta — Anfang der achtziger Jahre forderte der erste Arbeitskreis Homosexualität bei der Evangelischen Studentengemeinde Leipzig gleiche Rechte für Schwule und Lesben im Arbeiter- und Bauernstaat und leitete damit eine Entwicklung ein, die schließlich DDR-weit in eine soziale Protestbewegung homosexueller Frauen und Männer münden sollte. Mit der Gründung des *Schwulenzverbandes in Deutschland* im Frühjahr 1990 traten von Leipzig aus Schwule und Lesben als mündige

Bürger mit einem neuen Selbstbewußtsein an die Öffentlichkeit.

Wenn im folgenden den Anfängen des Aufgehrens schwuler Bürger Leipzigs nachgegangen und zugleich versucht wird, die Entwicklung in unserem Jahrhundert in groben Konturen aufzuzeichnen, wird damit ein Stück verschütteter, bislang aber auch bewußt ignoriertes Geschichte der Messestadt sichtbar werden. Dabei war (und ist) homosexuelles Leben immer Bestandteil der Kultur in dieser Stadt. Dies als selbstverständlich zu akzeptieren, scheint manchem Rats Herrn offensichtlich noch schwer zu fallen. Wie sonst ist zu erklären, daß ein Projekt, das im Rathaus an der Pleiße seit 1992 im Gespräch ist, nicht von der Stelle kommt: eine Ausstellung über Leipzigs Drittes Geschlecht. Die Auseinandersetzung mit diesem Stück Stadtgeschichte scheint deshalb um so notwendiger zu sein, denn: Ohne das Bewußtsein, daß homosexuelle Frauen und Männer dazu gehören, in dieser Stadt leben und ihre Kultur bereichern, läuft Politik Gefahr, sie in einer für die Betroffenen schmerzlichen Weise auszugrenzen.

2. Von den Anfängen der Homosexuellenbewegung in Leipzig 1897 bis 1918

Max Spohr — engagierter Verleger homosexueller Emanzipationsliteratur

Im Januar 1894 denunzierte der Inhaber der Firma Ludwig Herbig, der Leipziger GROSSBUCHHÄNDLER Wilhelm Grunow, den Verleger Max Spohr beim Königlichen Polizeiamt. Anlaß für die Anzeige war das 1893 im Verlag Spohr erschienene Buch von Otto de Joux *Die Erben des Liebesglückes. Ein Beitrag zur Seelenkunde*. Schon bei »flüchtigem Blättern« habe er (Grunow) entdeckt, »daß das Buch die ›Urningsliebe‹ zum Gegenstand hatte und diesen Gegenstand in einer Weise behandelte, über die man empört sein konnte.« (*Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* (BBB), 25.1.1894, S. 533) Spohr reagierte scharf. Und das mit gutem Grund, hatte doch der Staatsanwalt keine Veranlassung zum Eingreifen gesehen und das Prüfaxemplar ohne Beanstandung zurückgegeben. Spohr forderte von Grunow nicht nur die Zahlung von 4 RM (des Ladenpreises), »da das fragl. Ex. [...] aufgeschnitten ist [...], widrigenfalls ich diesen Betrag von der Staatsanwaltschaft einzutreiben suchen werde.« (BBB, 25.1.1894, S. 533) er erwartete von einem »ehrenwerten Denunzianten« auch eine Entschuldigung »wegen verursachter Belästi-

gung, wenn anders er überhaupt bona fide gehandelt zu haben glaubt.« (BBB, 25.1.1894, S. 533) Und um seinen Forderungen den nötigen Nachdruck zu verleihen, drohte er, ab sofort keine Bestellungen von Committenten der Firma Ludwig Herbig auszuführen, gegebenenfalls auch zu einem generellen Boykott der Geschäfte seines Kollegen aufrufen zu wollen. Grunow lenkte ein, und der Streit konnte schließlich gütig beigelegt werden. Im Hinblick auf das inkriminierte Buch stellte Spohr im *Börsenblatt* mit Genugtuung fest: »daß dieses ausgezeichnete, ernste Studienwerk ein vom Verfasser selbst gesammeltes, enormes, wissenschaftlich verwendbares Material zusammenträgt und sich im übrigen nicht weit entfernt von den Forschungen eines Krafft-Ebing [...] Herr Grunow scheint von all diesen und andern wissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit nichts zu wissen, wie er auch von ›Urningsliebe‹ überhaupt nichts weiß, sonst würde er sich wohl gehütet haben, seine Kritik über diesen Gegenstand loszulassen [...] Schilderungen der seelischen Zustände und Kämpfe der Urninge gehören in das Buch und finden sich weit reichhaltiger noch in Krafft-Ebing's *Psychopathia sexualis*. Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, daß durch meinen Verlag noch nie ein unsittliches Werk Verbreitung fand, auch wenn ich den Mut besitze, Schriften zu veröffentlichen, die, wenn sie auch heikle Gegenstände berühren, lediglich der Menschheit zum Segen dienen.« (BBB, 29.1.1894, S.611)

Es war das erste Mal, sollte aber nicht das letzte Mal gewesen sein, daß Bücher aus dem Spohr Verlag Polizei und Staatsanwaltschaft beschäftigten. Außer Veröffentlichungen zur mann-männlichen Liebe waren es Publikationen zur Schwangerschaftsverhütung, zu den »Gefahren« der sexuellen Enthaltensamkeit, auch über die sogenannte freie Liebe, die immer wieder Anzeigen wegen Verbreitung »unzüchtiger Schriften« auslösten.² Die Zensurmaßnah-

² Hier lediglich einige Beispiele: Im Sommer 1896 wurden in Breslau zwei im Spohr Verlag erschienene Schriften (*Die Gesunderhaltung in der Ehe und Vorbeugung der Empfängnis*) durch die Polizei aus den Fenstern ansässiger Buchhandlungen entfernt und beschlagnahmt. In zwei Fällen waren auch Strafen gegen die betreffenden Buchhändler verhängt worden. Spohr wurde vom Landgericht Breslau freigesprochen (BBB, 29.10.1896, S.7003).

Im Frühjahr 1900 wurde der Buchhändler Richard Klein in Saargemünd von der zuständigen Strafkammer wegen Verstoßes gegen § 184 RStGB angeklagt. Neun Schriften aus dem Spohr Verlag waren bei ihm gefunden und unter dem Vorwurf, unzüchtig zu sein, beschlagnahmt worden (BBB, 18.6.1900, S.4618).

Im Oktober 1903 wurden Max Spohr und der Berliner Schriftsteller Adolf Brand vom Landgericht Leipzig wegen

men lassen die Schwierigkeiten erahnen, mit denen um die Jahrhundertwende Verleger von Schriften zu sexuellen Fragen zu kämpfen hatten, zumal wenn sie sich mit dem verpönten Phänomen der Homosexualität beschäftigten. Bislang als Sünde, Laster oder Krankheit beschrieben, seit 1871 nach § 175 des RStGB als »widernatürliche Unzucht« verfolgt³, mußten Veröffentlichungen, die von der Normalität des gleichgeschlechtlichen Begehrens sprachen und die Verfolgung anprangerten, als Provokation empfunden werden.

Den Verleger Spohr schreckten die heftigen Reaktionen nicht. Mit beispiellosem Engagement reagierte er auf die Diskussionen, die 1864 der bis dahin unbekannte Rechtsassessor und Publizist Carl Heinrich Ulrichs mit der Veröffentlichung erster Ergebnisse seiner *Forschungen über das Räthsel der mann männlichen Liebe* ausgelöst hatte: den Streit um ein Wesen, von Ulrichs »Urning« genannt, dessen Körper männlich, die Seele hingegen weiblich sei bzw. der »Urninde«, die eine männliche Seele in einem weiblichen Körper sei.⁴ Damit war geschaffen, was bislang nicht existierte: eine neue Spezies, ein Individuum, das sich selbst, seine Eigenart und Unverwechselbarkeit über das Begehren des eigenen Geschlechts bestimmt. Spohr sollte in den Folgejahren eine Vielzahl von Schriften zur sogenannten Urningsfrage herausbringen. Er trug damit wesentlich zum Entstehen einer neuen Literatur-

gattung bei: der (in moderner Diktion) homosexuellen Emanzipationsliteratur.

Spohr war kein gebürtiger Leipziger. Er stammte aus Braunschweig. Dort war Johannes Hermann August Wilhelm Max Spohr — so sein voller Name — am 17. November 1850 als zweiter Sohn des Kaufmanns Carl Spohr geboren worden.⁵ Nach Abschluß des Realgymnasiums begann er eine Lehre als Buchhändler in der renommierten Grüneberg'schen Buchhandlung. Hier war bereits sein älterer Bruder Carl Ferdinand tätig. Der Inhaber der Buchhandlung soll ihn nach Beendigung der Lehrzeit nur ungern entlassen haben, sah er doch in ihm die geeignete Person, der er sein Geschäft später zu übertragen gedachte. Doch Spohr hatte offensichtlich andere Pläne. Im Sommer 1872 gründete er in Braunschweig mit Rudolf Wengler die Verlagsbuchhandlung Spohr und Wengler, verließ jedoch die Stadt (aus nicht näher bekannten Gründen) und arbeitete als Buchhandlungsgehilfe zunächst in Fünfkirchen (Ungarn), später in Hannover. Ende der siebziger Jahre finden wir ihn in Leipzig, wo er in der bekannten Firma Carl Franz Koehler für südamerikanische Korrespondenz und Expedition verantwortlich ist. Später wechselte er zu Veit und Co. Hier lernte er die junge Witwe des auf den kanarischen Inseln verstorbenen Leipziger Buchhändlers Ludwig Schumann kennen. Er heiratete sie 1880 und sie hatten drei Söhne.

Am 1. März 1881 machte sich Max Spohr selbständig. Mit dem Erwerb der technischen (hauptsächlich baugewerblichen) Schriften des G. Knapp Verlags Halle gründete er den Verlag Max Spohr Leipzig. In den folgenden Jahren kaufte er Bestände verschiedener Verlagsbuchhandlungen (R. Friese, C. Ziegenhirt, Th. Grieben) auf. Schließlich erstand er die Werke der Dyk'schen Buchhandlung Leipzig, die vor allem Reiseliteratur herausgebracht hatte. Auch wenn im Spohr Verlag etwa ab Mitte der achtziger Jahre eigene Bücher, darunter illustrierte Reisewerke (wie beispielsweise *Kapitän Jakobsens Reise an der Westküste Amerikas oder Peru. Im Lande der Inkas*) erschienen, vertrieb Spohr im ersten Jahrzehnt seines Bestehens vorwiegend Partien fremder Verlage.

Verbreitung unzüchtiger Schriften verurteilt, Spohr zur Zahlung einer Geldstrafe von 150 M, Brand zu zwei Monaten Gefängnis. Anstoß erregt hatte die von Brand herausgegebene Zeitschrift *Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur, Kunst und Literatur*. Das Urteil führte aus, daß das im Spohr Verlag erschienene Blatt »durch Text und Bild das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des normal veranlagten Menschen gröblich« verletze. Der Antrag der beiden Angeklagten auf Revision des Urteils wurde am 10. Juni 1904 vor dem Reichsgericht Leipzig verhandelt und abgelehnt (*Leipziger Volkszeitung* v. 13.6.1904).

³ Auf die Geschichte des § 175 wird nicht näher eingegangen. Vgl. dazu u.a.: Hütter 1992.

⁴ Das Königlich Sächsische Polizeiamt hatte im Mai 1864 die beiden ersten Schriften Ulrichs, *Inclusa* und *Vindex*, bei dem Verleger Heinrich. Matthes Leipzig beschlagnahmen lassen — ein Vorgang, der von drei Leipziger Zeitungen, der *Deutschen Allgemeinen Zeitung*, den *Neuesten Nachrichten* und dem *Leipziger Tageblatt* zustimmend kommentiert worden war. Der Staatsanwalt beschuldigte Ulrichs des Verstoßes gegen das sächsische Strafrecht, namentlich wider Art. 127 und 360. Art. 127 verbot die Rechtsinstitute der Ehe oder Familie herabzuwürdigen und verbotene Handlungen als ehrenvoll oder verdienstlich darzustellen. Art. 360 verbot die Verletzung der Sittlichkeit durch unzüchtige Reden. Das Königlich Sächsische Bezirksgericht zu Leipzig erkannte am 26. Mai 1864, »in den Schriften sei nichts zu finden, was gegen die Art. 127 und 360 verstoße« und gab sie wieder frei. (Ulrichs, C.H., *Vindicta. Kampf für Freiheit von Verfolgung*. Leipzig: Spohr 1898, S.7 ff.)

⁵ Die Angaben zur Biographie von Max Spohr beruhen auf: Hirschfeld 1906 und K. 1931; vgl. auch Herzer 1991. — Wir haben diese Quellen verglichen und ergänzt anhand eines Schreiben »Verlag Wahrheit Ferdinand Spohr und Max Spohr Verlag« (gez. Ferdinand Spohr) vom 4. 2. 1931 an den Buchhändler Börsenverein Leipzig. Deutsches Buch- und Schriftmuseum (DBSM)/chem. Börsenvereins-Bibliothek. Deutsche Bücherei Leipzig, Sign. 165, fol. 84 - 86

Eine Anfang der achtziger Jahre unter dem Namen Kramer und Spohr eröffnete Stickmusterfabrik brachte nicht den erwarteten wirtschaftlichen Erfolg und stellte ihre Tätigkeit bald wieder ein. Der Verlag Max Spohr und die Sortimentsbuchhandlung mit Antiquariat hingegen prosperierten. Der Verlag hatte seinen Sitz zunächst in der Kaiser-Wilhelm-Straße (heute August-Bebel-Straße) 37, ab 1904 in der Moritzstraße 10, nahe der im Zweiten Weltkrieg zerstörten katholischen Probsteikirche St. Trinitatis. Die Buchhandlung befand sich in der Rudolphstraße 4.⁶

Anfang der neunziger Jahre veränderte Spohr das thematische Profil des Hauses. Schwerpunkte wurden Philosophie und — mit dem Erwerb des Verlages Louis Heuser (Neuwied) — Medizin. Spohr verlegte sich nun »mehr auf das homosexuelle Gebiet«,⁷ so die Aussage seines Bruders Ferdinand, der dafür allerdings keine Gründe angibt. Ein für das Dezennium 1888 bis 1898 herausgegebener Katalog verzeichnet knapp vierhundert Titel. Neben Belletristik sind es vor allem wissenschaftliche Abhandlungen auf den Gebieten Philosophie, Naturheilkunde und Medizin, darunter bereits 34 Schriften zur mann-männlichen Liebe.⁸

Die ersten zwei diesbezüglichen Titel hatte Spohr 1893 herausgebracht. Neben dem eingangs erwähnten Werk von Otto de Joux war es eine schmale, 22 Seiten umfassende Broschüre des Schriftstellers Melchior Grohe mit dem Titel *Der Urning vor Gericht. Ein forensischer Dialog*. Weitere Bücher folgten. Sie haben die zeitgenössische Diskussion um die »verkehrte Geschlechtsempfindung« maßgeblich bestimmt. Heute gelten sie als Standardwerke der homosexuellen Emanzipationsliteratur: die Erstschrift von Magnus Hirschfeld (veröffentlicht unter dem Pseudonym Th. Ramien): *Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts?*, die Bücher des englischen Sozialreformers und Schriftstellers Eduard Carpenter, die Schriften von Carl Heinrich Ulrichs *Forschungen über das Rätsel der mann-männlichen Liebe* (von Spohr 1898

neu herausgegeben) und vor allem das 1899 begonnene *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*. Es war das erste (und für Jahrzehnte einzige) wissenschaftliche Periodikum, das sich zur Aufgabe setzte, »die Homosexualität des Mannes und des Weibes und verwandter Naturerscheinungen nach allen Richtungen hin durchforschen« (Hirschfeld 1920, S. 973) zu wollen. Rasch wurde es zum Podium ernsthafter und gründlicher Diskussionen sexuologischer, anthropologischer und kulturgeschichtlicher Aspekte des gleichgeschlechtlichen Begehrens. (Vgl. Dannecker 1983) Als 1895 im viktorianischen England der gefeierte Dichter Oscar Wilde wegen Sittlichkeitsvergehen homosexueller Natur verurteilt wurde, war es wiederum Spohr, der als erster deutscher Verleger mit der Herausgabe der Prozessverhandlungen unter dem Titel *Der Fall Oscar Wilde und das Problem der Homosexualität* der Rechtfertigung des Dichters eine große Öffentlichkeit in Deutschland verschaffte. Später erschienen im Spohr Verlag auch einige seiner Werke.

Parallel zu den hier nur exemplarisch genannten Editionen wurden homoerotische Erbauungsromane, Gedichtbände, Bekenntnisschriften von Urningen sowie Traktate publiziert, die den § 175 RStGB attackierten. Sexuologische Veröffentlichungen kündigte Max Spohr an unter dem Label Verlag »Wahrheit« Leipzig.⁹ Thematische Breite und Anzahl der sexuologischen Editionen beeindruckten, insgesamt beanspruchten sie jedoch nur einen kleinen Teil am Gesamtangebot des Verlages. Zudem war der umtriebige und geschäftstüchtige Spohr stets bemüht, umsatzfördernde Themen in Verlag zu nehmen. So fügte er beispielsweise Ende der neunziger Jahre als weitere thematische Schwerpunkte Okkultismus, Magie und angrenzende Gebiete hinzu. Dieses Schrifttum erschien im Verlag *Kreisende Ringe*, dem der Buchvertrieb des Vereins *Magischer Zirkel von Deutschland* angeschlossen war.

Ein Tumorleiden riß Spohr aus seinem Schaffen. Es zwang ihn, 1903 alle Geschäfte seinem Bruder Ferdinand zu übertragen. Von einer schweren Operation sollte er sich nicht wieder erholen. Max Spohr starb am 15. November 1905, kurz vor Vollendung seines 55. Lebensjahres. Am 18. November wurde er auf dem Leipziger Südfriedhof beigesetzt. An seinem Grab sprach an Stelle eines Geistlichen Mag-

⁶ Ab 1934 (bis 1943) befand sich der Verlag in der Sidonienstraße (heute Paul-Grüner-Straße) 62 (Offizielles Adressbuch des Deutschen Buchhandels, Leipzig 1935, S. 558).

⁷ Schreiben des Verlages Wahrheit Ferdinand Spohr und Max Spohr Verlag vom 4.2. 1931, a. a. O., fol. 85.

⁸ Herzer hat - ohne Kenntnis des hier genannten Katalogs - die zwischen 1893 und 1898 herausgegebenen 34 Titel in seiner vorläufigen Übersicht über die im Spohr Verlag bis zum Jahr 1927 insgesamt erschienenen Bücher zur Homosexualität aufgeführt. (Herzer 1991, S. 18 ff.)

⁹ Es konnte nicht ausfindig gemacht werden, ob der Verlag »Wahrheit« ein separates Unternehmen war, oder ob Spohr die Firmierung lediglich aus absatzstrategischen Gründen, um den Umsatz zu fördern, gewählt hat.

nus Hirschfeld. Er schloß seine Trauerrede mit den Worten: »In selbstloser Hingabe, geleitet von der Liebe zur Wahrheit, geführt von der Liebe zur Menschheit, hat Max Spohr vielen, die im Dunkel der Verkennung schmachteten, das Licht der Erkenntnis in eine bessere Zukunft vorangetragen. Wie seine Familie, seine Kinder und Brüder, so kann unser Komitee, so können heute viele Tausende in deutschen Landen sagen: »Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und uns war er mehr!« (Hirschfeld 1986, S. 52 f.)

Den Verlag Max Spohr führte der Bruder Ferdinand weiter, auch mit Titeln zum Thema Homosexualität. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs erschienen dazu pro Jahr zwischen vier bis sechs Bücher (Nachauflagen eingerechnet). Danach klafft, bedingt durch Krieg und Nachkriegsmisere, eine Lücke. Das *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* kam noch bis 1922 im Spohr Verlag heraus (im Inflationsjahr 1923 wurde der 23. und letzte Jahrgang von Püttmann Stuttgart ediert). Publikationen zur Homosexualität wurden noch bis hinein in den Anfang der dreißiger Jahre in Annoncen des Max Spohr Verlages angezeigt, doch handelte es sich dabei vorwiegend entweder um Restbestände, Partien anderer Verlage oder Nachauflagen.¹⁰ Ob und inwieweit die Herausgabe sexualwissenschaftlicher Werke durch konkurrierende Verlage, wie beispielsweise Georg H. Wigand's Leipzig, Louis Marcus Berlin oder Julius Püttmann Stuttgart, Ferdinand Spohr bewogen haben, Editionen im eigenen Haus zu reduzieren oder ganz einzustellen, ließ sich nicht feststellen. Unbekannt sind auch die Gründe, die Hirschfeld bewogen haben, nach dem Tod von Max Spohr nur noch Nachauflagen seiner Werke durch den Spohr Verlag betreuen zu lassen. Möglicherweise verfolgte Ferdinand Spohr als Verleger andere Interessen als sein Bruder. Bereits im Jahre 1907 hatte er den *Verlag Kreisende Ringe Ferdinand*

Spohr mit dem *Verlag Wahrheit* zusammengelegt. Firmiert wurde nunmehr als *Verlag »Wahrheit« Ferdinand Spohr* und weiterhin als *Max Spohr Verlag*. Kataloge beider Verlage aus den zwanziger und dreißiger Jahren konnten bislang nicht aufgefunden werden. Verglichen mit dem Zeitraum vor 1914, scheint Ferdinand Spohr die verlegerischen Aktivitäten reduziert zu haben. Der (nicht vollständige) Verleger- und Institutionenkatalog der Deutschen Bücherei Leipzig weist unter dem Schlagwort »Verlag Wahrheit Ferdinand Spohr« ab 1913 insgesamt 94 Titel aus, davon lediglich 21 Titel, die in den Jahren 1925-1938 erschienen.¹¹ Im Jahr 1931, also 50 Jahre nach der Gründung, heißt es in einer Laudatio zum Firmenjubiläum: »Neben der Homoerotik pflegt der Verlag, der inzwischen vom Vater auf die Söhne übergegangen ist, heute besonders die populäre Medizin und den Spiritismus; daneben besitzt er ein umfangreiches Antiquariat und ein Versandgeschäft mit einem Kundenkreis in der ganzen Welt.« (K. 1931)

Auch nach der »Machtergreifung« der Nazis hat der Verlag weiter existiert, wie die Einträge im jährlich neu aufgelegtem Adressbuch des Deutschen Buchhandels bis 1942 belegen. Am 9. November 1937 teilte der neue Inhaber Rudolf Spohr (der jüngste Sohn Ferdinand Spohrs) auf eine in Einzelheiten nicht näher bekannte Nachfrage der NS-Reichsschrifttumskammer mit, daß der Eintrag des *Verlages Wahrheit* und der Buchhandlung des Magischen Zirkels im Handelsregister am 3. November 1937 gelöscht wurde, der Verlag Max Spohr jedoch weiterbesteht.¹² Die letzte, vor 1945 erschienene Ausgabe des Buchhandels-Adressbuchs von 1942 enthält als Eintrag: »Spohr, Max, Leipzig C1 Sidonienstraße 62. Verlag, Versandbuchhandel und Antiquariat. Spez.: Medizin, Artistik, Zauberei, Theaterliteratur.« Das Grundstück Sidonienstraße 62 wurde 1943 gebombt, danach der Verlag offensichtlich aufgegeben.¹³

¹⁰ Beispielsweise erschien der Titel Ellis/Symonds, *Das konträre Geschlechtsgefühl* im Jahr 1896 im Georg H. Wigand's Verlag Leipzig. Spohr vertrieb zeitgleich eine Partie, auf deren Einband die Zeile »Verlag von Max Spohr Leipzig« stand, auf dem Titelblatt hingegen »Georg H. Wigand's Verlag Leipzig«. Anders konnte es sich mit Nachauflagen verhalten. Im Jahr 1925 ediert Spohr u. a. folgende Werke: die 2. Auflage von Alberts Molls Schrift *Wann dürfen Homosexuelle heiraten?* (zuerst erschienen in: *Deutsche medizinische Presse*, Nr. 6, 1902) und die 2. Auflage von Hirschfelds *Die Transvestiten* (1. Auflage Berlin 1912), 1927 folgte der Illustrationsteil). Als Neuerscheinungen auf sexualwissenschaftlichem Gebiet nach 1927 konnten ausgemacht werden: Schmidt, H.: *Verkehrte Geschlechtsrichtung. Seltene transvestitisches Lebensschicksal*. Leipzig: Max Spohr [1928]; Rentner, E., *SOS oder Eine Episode aus der Welt der Unverstandenen*. Leipzig: Max Spohr [1933].

¹¹ Verleger- und Institutionenkatalog 1913 -- 1973. Deutsche Bücherei Leipzig.

¹² Schreiben des Max Spohr Verlags (gez. Rudolf Spohr) vom 9. November 1937 an Reichsschrifttumskammer. Sächsisches Staatsarchiv Leipzig (StAL). Börsenverein der Deutschen Buchhändler 9784

¹³ In zwei Nachträgen zum Buchhandels-Adressbuch von 1944 bzw. 1957 heißt es: Firma erloschen. Bestände übernommen: W. Mähler. Leipzig O5, Elsa-Straße 1.

Max Spohr - Mitbegründer des Wissenschaftlich - humanitären Komitees

Es war jedoch nicht nur das Verlagsgeschäft, in dem sich Max Spohr engagierte. Begeistert stimmte er 1897 einem Plan Hirschfelds zu, eine Organisation zu gründen, die sich in der Öffentlichkeit für eine »vernünftige«, das heißt: von Erkenntnissen der Wissenschaft geleitete Beurteilung der gleichgeschlechtlichen Liebe und damit für eine Reform des § 175 RStGB einsetzen sollte. Am 15. Mai 1897 gründeten er, Hirschfeld und zwei weitere Männer, der Hannoversche Eisenbahnbeamte Eduard Oberg und der Preußische Oberleutnant a. D. Franz Joseph von Bülow, in Berlin-Charlottenburg das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee*. Es firmierte in den Anfangsjahren mit dem Zusatz »in Berlin und Leipzig«. Das war wohl mehr eine formale Arabeske, auch wenn — ähnlich wie für Hannover und Berlin — für Leipzig eine Geschäftsstelle ausgewiesen wurde. Ihre Anschrift lautete: Sidonienstraße (heute Paul-Gruener-Straße) 19b I. Das war die Wohnung von Spohr (so wie zunächst die Wohnung Hirschfelds in Berlin-Charlottenburg als Berliner Geschäftsstelle fungierte). Vielleicht war die Leipziger Geschäftsstelle mehr als nur ein Briefkasten. Womöglich diente sie auch als Anlaufstelle für Betroffene bei Erpressungen, Überfällen oder Zusammenstößen mit der Polizei. Spohr hatte sich für diese Fälle als Ansprechpartner angeboten. Zumindest kann so ein Hinweis gedeutet werden, der hin und wieder in Publikationen seines Verlages zu finden ist: »Die Spohr'sche Verlagsbuchhandlung nimmt Material über homosexuelle Verfolgungen, Vorgänge etc. bereitwilligst entgegen.«¹⁴ Nach dem Tode Spohrs verschwindet jeder Verweis auf die Leipziger Geschäftsstelle. Alle Aktivitäten des WhK gingen nunmehr von Berlin aus.

Spohr hat die Aktionen des Komitees, aber auch die Arbeit Hirschfelds vielfältig unterstützt. Bis heute ist nicht bekannt, wo und auf welche Weise Spohr auf Hirschfeld (oder umgekehrt) aufmerksam wurde. Feststeht: Beide kannten sich persönlich nicht, als Spohr das Manuskript Hirschfelds *Sappho und Sokrates* im Sommer 1896 in Verlag nahm. Andere Verleger hatten es »mit Entrüstung über eine solche Zumutung« zurückgewiesen. (Hirschfeld 1986, S. 51) Auch war es Spohr, der — zusammen mit einem Kollegen Hirschfelds —

davon abriet, die Schrift unter eigenem Namen erscheinen zu lassen. Mag sein, daß Spohrs Erfahrungen mit der Staatsanwaltschaft ihn zu dieser Vorsicht veranlaßten. Trotz des wissenschaftlichen Charakters »sei ein Verbot der Schrift keineswegs ausgeschlossen, jedenfalls könne mir,« so faßte Hirschfeld im Rückblick das Fazit ihrer Überlegungen zusammen, »aus ihrer Veröffentlichung leicht ein beruflicher Schaden erwachsen — ich war damals eben erst 28 Jahre alt, frisch in Charlottenburg niedergelassen und festangestellter Arzt an einer staatlichen Manufaktur. So nannte ich mich denn — aus welchem Grund ich gerade dieses Pseudonym wählte, ist mir nicht mehr erinnerlich — Th. Ramien, allerdings nur auf dem Titelblatt der ersten Auflage, in keiner späteren Veröffentlichung und mit dem ausdrücklichen Ersuchen an Spohr, daß er jedem, der sich mündlich oder schriftlich mit mir in Verbindung setzen wolle, meinen wahren Namen mit Anschrift ohne vorherige Anfrage mitteilen solle.« (Hirschfeld 1986, S. 50)

Kennenlernen sollten sie sich erst im Frühjahr 1897. Über ihre erste Begegnung berichtete Hirschfeld: »Am 15. Februar 1897 fuhr ich nach Leipzig, um Spohr persönlich kennenzulernen. Auf der Eisenbahnfahrt dorthin kam mir der Gedanke, eine kurze Zusammenfassung der Gründe niederzuschreiben, aus denen sich meines Erachtens sowohl für die öffentliche Meinung als auch für die gesetzgebenden Körperschaften die Unhaltbarkeit des § 175 ergeben müßte. Es war unsere alte, neuerdings wieder im gleichem Wortlaut in Umlauf gesetzte Petition. Ich legte dieses Schriftstück Spohr vor, der, wie man zu sagen pflegt, Feuer und Flamme war. Er erbot sich, um die für den Vertrieb der Petition notwendigen Mittel zusammenzubringen, sogleich an einige Herren heranzutreten, bei denen er eine lebhaftere Anteilnahme an unseren Ideen voraussetzen zu können glaubte. Ich wollte mich inzwischen bemühen, einige Namen von Bedeutung als erste Unterzeichner zu gewinnen. Beides geschah.« (Hirschfeld 1986, S. 53)

Vereinbart wurde eine Arbeitsteilung bei der Bewältigung jener für das WhK zu erledigenden Aufgaben. Hirschfeld war für Ausarbeitung und Vertrieb der Petition (und sie flankierender Druckschriften) verantwortlich, Spohr kümmerte sich um Drucklegung und Verwaltung der Mittel. Darüber hinaus hat er aber auch aktiv Unterzeichner für eine 1897 den gesetzgebenden Körperschaften überreichte Petition geworben, die dafür plädierte, sexuelle

¹⁴ So zum Beispiel als Anmerkung in: Ulrichs, C.H., *Vindicta*. 2. Aufl. Leipzig: Spohr 1898, S.23

Akte zwischen Personen desselben Geschlechts nur dann unter Strafe zu stellen, »wenn sie unter Anwendung von Gewalt«, »an Personen unter 16 Jahren« oder »in einer öffentlichen Ärgernis erregenden Weise« vollzogen werden. (Vgl. Taeger und Lautmann 1992, S. 243) Überliefert ist ein Brief Spohrs an den Schriftsteller Ernst von Wildenbruch, mit dem es tatsächlich gelang, den bekannten konservativen Hofdichter und Freund Kaiser Wilhelms II. für die Unterstützung des WhK zu gewinnen. (Herzer 1992, S. 57) Mutatis mutandis hat Spohr auch jene Leipziger Persönlichkeiten angesprochen, die bis zum Jahr 1904 die Petition unterzeichneten: die Professoren der Leipziger Medizinischen Fakultät Barth, Flehsig und Sattler; den Musikdirektor Judassohn; die Rechtsanwälte B. und D. Freytag, Große, Welcker; den Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Justizrat Hacke; den an der Leipziger Oper gefeierten Sänger Ludwig Wüllner, um nur einige zu nennen.¹⁵

Die Petition des WhK war Anlaß, 1898 im Reichstag über eine Reform des § 175 RStGB zu beraten. Sie wurde abgelehnt. In den Folgejahren versuchte das WhK, genauer: versuchten Hirschfeld und Spohr, die Öffentlichkeit mit Publikationen und Vorträgen für die Notwendigkeit einer Reform des Homosexuellenstrafrechts zu sensibilisieren. Der Spohr-Verlag wurde so etwas wie der »Hausverlag« des WhK. (Herzer 1997, S. 40) Hier erschienen die Druckschriften zu den ersten Kampagnen gegen den § 175: 1898 Hirschfelds Broschüre *§ 175 des Reichsstrafgesetzbuchs. Die homosexuelle Frage im Urteile der Zeitgenossen*, 1899 folgte ohne Nennung des Autors: *Laster oder Unglück? oder: Besteht der § 175 des deutschen Reichs-Strafgesetzbuches zu Recht?* und schließlich 1901 die von Hirschfeld verfaßte Flugschrift *Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen?*

Spohrs Aktivitäten als Verleger schwuler Emanzipationsliteratur und als Mitbegründer des WhK warfen (schon) für Zeitgenossen die Frage auf nach den Motiven seines außergewöhnlichen Engagements. Waren es kommerzielle Gründe oder war es der Umstand, selbst homosexuell zu sein, der ihn bewog, sich rückhaltlos für die Rechte schwuler Männer einzusetzen? Hirschfeld ging in seinen aus Anlaß des 25jährigen WhK-Jubiläums aufgezeichne-

ten Erinnerungen auf diesbezügliche Spekulationen ein. Geschäftliche Gesichtspunkte seien es nicht gewesen (beispielsweise habe sich das Jahrbuch schlecht verkauft). Noch weniger kämen persönliche Gründe in Betracht. »Mit seiner ausgezeichneten Gattin und drei blühenden Söhnen führte er, von anderweitigen Empfindungen ungetrübt, das glücklichste Familienleben. Was ihn veranlaßte, an unserem Kampfe mit solcher Begeisterung teilzunehmen, vor allem auch die nichts einbringenden Jahrbücher, deren Herausgabe ihn mit berechtigtem Stolz erfüllte, immer weiter zu führen, war die starke Überzeugung, im Dienste einer großen Idee zu wirken.« (Hirschfeld 1986, S. 52)

»Große öffentliche Volksversammlung« — Aktionen zum Fall des § 175 in Leipzig nach der Jahrhundertwende

Auf das Scheitern der Bemühungen zur Reform des § 175 im Reichstag reagierte das WhK mit der Herausgabe von Traktaten und der Veranstaltung zahlreicher Vorträge. Über die Öffentlichkeit sollte Druck auf das Parlament ausgeübt werden. In einer Zeit ohne Radio und Fernsehen kam dem gesprochenem und geschriebenem Wort in der politischen Auseinandersetzung eine weit größere Bedeutung zu als heute.

Die Organisation von Vorträgen war nicht immer einfach. Nicht nur daß öffentliche Veranstaltungen beim Rat der Stadt zur Genehmigung angemeldet werden mußten, bei der geplanten Erörterung von Fragen der »conträren Sexualempfindung« setzten sich Veranstalter zugleich auch dem Verdacht aus, Moral und Sittlichkeit zu gefährden, hatten also mit einem Verbot zu rechnen.

Dem Polizeiamt Leipzig erschienen die Aktivitäten des WhK in der Messestadt als suspekt, wie einem 1902 (?) angelegtem Dossier »Die Bewegung zur Aufhebung des § 175 RStGB«¹⁶ zu entnehmen ist. Vorträge wurden abgelehnt bzw. genehmigte von Polizeispitzeln überwacht. Genehmigt wurde beispielsweise ein von Max Spohr beantragter Vortrag des erblindeten Rezitators Eduard Bunzler (Name schwer zu entziffern - G.) »Die Ausgestoßenen der Gesellschaft oder das dritte Geschlecht«. Er fand am 28. Juli 1902 im Restaurant *Eldorado* (Pfaffendorfer Straße) statt. Nach dem

¹⁵ Weitere Leipziger Persönlichkeiten, die die Petition des WhK unterzeichneten siehe: 19. Bericht der Kommission (des Reichstags) für Petitionen. Drucksache No. 407 Reichstag, 11. Legislaturperiode, 1. Session 1903/1904.

¹⁶ Akten des Polizeiamts Leipzig, betreffend die Bewegung zur Aufhebung des § 175 des RStGB. StAL/PP-V 3985

fünf Seiten umfassenden Bericht eines Polizeispitzels waren etwa 250 Personen anwesend.

Abgelehnt wurde wenige Monate später ein geplanter Vortrag Hirschfelds, obwohl der Antragsteller, das Mitglied des WhK Egon Eickhoff aus Leipzig-Lindenau, möglichen Einwänden vorbeugend, in seinem Antrag geschrieben hatte: »An den Anschlagssäulen denken wir in folgender Weise zum Besuch einzuladen: Große öffentliche Volksversammlung, Vortrag über das dritte Geschlecht. Zur Aufklärung über die homosexuelle Frage, am 4. Dezember abends 8 Uhr in der Alberthalle des Kristallpalastes. Den Vortrag hält der Herausgeber des *Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen*, Dr. med. Hirschfeld, eine Autorität auf diesem Gebiet. Im Anschluß daran Diskussion. Sanitätsrat Dr. Näcke aus Hubertusburg wird höchstwahrscheinlich den Vorsitz führen.«¹⁷ Auch ein weiterer Vortrag Hirschfelds, beantragt von dem Berliner Mitglied des WhK, dem Fotografen Heinrich Lichte, wurde nicht genehmigt. Hirschfeld sollte am 22. Februar 1904 im großen Saal des Leipziger Zentralpalastes sprechen zum Thema »Die homosexuelle Frage und der § 175«. Obwohl der Antragsteller ausdrücklich hervorgehoben hatte, der Vortrag erfolge »in durchaus diskreter Art« und habe »bisher in Berlin, Frankfurt/M, Dresden nicht den geringsten Anstoß erregt«, scheint dem Rat der Stadt das Thema zu heikel gewesen zu sein. Der Antrag wurde mit dem Hinweis abgewiesen, er müsse von einem Leipziger Bürger eingereicht werden.¹⁸

Hirschfeld erhielt am 16. März 1907 Gelegenheit, im Blauen Saal des Kristallpalastes zum Thema *Vom Wesen der Liebe* zu sprechen. Dem zwölfseitigem handschriftlichen Bericht des Polizeispitzels ist u.a. zu entnehmen, daß sich »ca. 300 Personen versammelt (hatten), darunter etwa der vierte Teil weiblich. Die Personen dürften zum großen Teil besser situierten Kreisen angehört haben. Der Unterzeichnete bemerkte u.a. einige ihm bekannte Ärzte von hier. Auch dürften sich eine Anzahl von Studenten unter den Zuhörern befunden haben.«¹⁹

Nach 1907 scheint es kaum noch Aktionen des WhK in Leipzig gegeben zu haben – zumindest finden sich keine entsprechenden Festhaltungen in dem eingangs erwähntem Dossier

des Polizeipräsidiums; es wurde 1908 geschlossen. Eine Ursache könnte in der kritischen Situation zu suchen sein, in die das Komitee, insbesondere in die Hirschfeld u.a. durch seine Gutachten im Moltke-Harden-Prozess (vgl.u.a. Haeberle 1991) geraten war. Hinzukam die kritische bis äußerst kontrovers ausgetragene Debatte um seine Hypothesen zur Homosexualität unter ärztlichen Kollegen. Sie war keine nur interne Diskussion mehr, sondern hatte breite Kreise der Öffentlichkeit erreicht. Exemplarisch für die Konfrontation, die sich inzwischen abzeichnete, ist ein Bericht des *Leipziger Tageblattes* vom 18. November 1907. Die Zeitung zitierte den Psychiater Friedrich Leppmann, der sich in der *Ärztlichen Sachverständigen-Zeitung* zu der Frage: »Was haben wir Ärzte als Vertreter der Seelenforschung, der gerichtlichen Medizin und der öffentlichen Gesundheitspflege zur Homosexualität zu sagen« wie folgt geäußert hatte: »Zunächst einmal das eine, daß sich in der Tat die Wirksamkeit des *Wissenschaftlich-humanitären Komitees* in mancher Richtung mit der Bezeichnung ›Wissenschaftlich‹ nicht mehr recht verträgt. Uns liegen die Monatsberichte dieses Komitees vor. Sie enthalten gewissermaßen eine Materialsammlung und sind als solche in vieler Hinsicht schätzbar. Aber wenn in diesen Blättern aus Winkelzeitungen Anschuldigungen gegen diesen und jenen, deren exakte Prüfung großenteils unmöglich ist, abgedruckt werden, so ist dies sehr unwissenschaftlich, im Gegenteil, für wissenschaftliche Zwecke nur verwirrend wirkendes Material, auf Deutsch: Klatsch. Und nun das andere: die öffentliche Erörterung des Homosexualitätsproblems überhaupt [...] Diese Aufklärungsarbeit wuchs allmählich zu einer wahrhaft werbenden Tätigkeit für die Homosexualität [...] Kaum fand man eine Litfaßsäule, an der kein Vortrag über das Thema der gleichgeschlechtlichen Liebe angekündigt, kaum kam ein Buchhändler-Schauenfenster, in dem nicht mehrere Bände darüber ausgelegt sind.« Diese Propaganda sei schädlich, leiste der Verführung, Verirrung und Versuchung Vorschub. »Die allgemeine Entrüstung [scheint ihr] einen Damm entgegenzubauen«; das sei, so Leppmann, »ein wirklicher und hoffentlich bleibender Nutzen.«²⁰

Es gab auch Gegenstimmen, es gab unter den Ärzten Kollegen, die Hirschfeld und das Anliegen des WhK unterstützten. In Leipzig war es vor allem Hermann Rohleder (1866-1934), ein

¹⁷ Ebenda.

¹⁸ Ebenda.

¹⁹ Ebenda. Der Bericht wurde inzwischen veröffentlicht in: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*, Nr. 14, 1989, S. 38-43.

²⁰ *Leipziger Tageblatt* vom 18.11.1907. StAL PP-V 3985

praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer, der sich 1894 in Leipzig-Gohlis niedergelassen hatte (ab 1903 nannte er sich Spezialarzt für Haut- und Harnleiden). Rohleder zeichnete neben einer großen praktischen Erfahrung in sexualmedizinischen Fragestellungen ein breites theoretisches Wissen aus. Mit Iwan Bloch und Albert Moll zählte er zu den herausragenden Persönlichkeiten der Sexualforschung im Deutschland der Jahrhundertwende. Bereits 1896 hatte er die Herausgeberschaft der im Jahr vorher von Ewald Paul in Leipzig begründeten ersten sexuellen Zeitschrift *Vita sexualis* übernommen und damit zu erkennen gegeben, daß die bis dahin verpönte Beschäftigung mit sexuellen Fragen enttabuiert und von einer systematischen Forschung abgelöst werden sollte. Die Zeitschrift scheiterte noch im gleichen Jahr. Auch die 1908 mit Hirschfeld und Kraus ins Leben gerufene *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* — sie kam im Georg Wigand's Verlag Leipzig heraus — mußte noch im gleichen Jahr ihr Erscheinen wieder einstellen. Auch wenn sein Hauptaugenmerk Fragen der künstlichen Befruchtung galt, (vgl. Hommel 1994) wußte er — allein schon wegen seiner praktischen Tätigkeit — um die Probleme Homosexueller, wie er auch regen Anteil am wissenschaftlichen Diskurs nahm. Er sah Hirschfelds Position kritisch, stimmte ihm jedoch in der Annahme zu, daß die Homosexualität eine »biologische Sexualvariante, eine Spielart der Natur« sei. »[Der] Verfasser muß nach seinem Beobachtungsmaterial von Homosexuellen während fast 28jähriger Tätigkeit an diesem Standpunkt festhalten«, bekräftigte er ausdrücklich. (Rohleder 1922, S. 21)

Angesichts der Angriffe, aber auch angesichts der gegen Hirschfeld laufenden Prozesse beschloß das WhK, bis auf weiteres die wissenschaftliche Arbeit in den Vordergrund zu stellen. Als 1907 die Petitionskommission des Reichstags erneut eine Reform des § 175 ablehnte, wurde festgelegt, sich in Abänderung der Petition in Zukunft darauf beschränken zu wollen, nicht schlechthin die Aufhebung des § 175 zu fordern, sondern lediglich für die Straffreiheit solcher Personen zu plädieren, die derartige Handlungen auf Grund einer konstitutionellen Anlage bzw. Anomalie begangen haben. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs kamen alle Bemühungen zur Reform des § 175 zunächst erst einmal zum Stillstand.

3. Schwules Leben im Leipzig der Weimarer Republik

Die Gemeinschaft Wir und die Ortsgruppe Leipzig im Bund für Menschenrecht

Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs versuchte die erste deutsche Demokratie, die gerade errungene Liberalität gegen die alten Autoritäten zu verteidigen. Vor- und Freidenker stritten gegen Royalisten und Militärs. Der Marxismus eroberte die Salons, Massenstreiks der Arbeiterschaft beherrschten die Straßen. Jugendbewegtheit befreite die Körper von Kleidern. Frauen setzten nicht nur in der Mode neue Signale, sie entdeckten auch ihr eigenes Geschlecht als Attraktion. Auch homosexuelle Männer glaubten, nunmehr sei die Stunde gekommen, ihre Situation zu ändern. In großen und kleineren Städten kam es zu Gruppenbildungen unter Namen wie *Club der Freundinnen und Freunde* oder *Freundschaftsclub*. Magazine und Zeitschriften wurden gegründet, hier erschienen nun auch Anzeigen einschlägiger Lokale. Beides war vorher nicht möglich gewesen, da jede öffentliche Werbung für ein Lokal oder eine Veranstaltung der Invertierten der Polizei als Anlaß für eine Razzia oder für ein Verbot gedient hätte.

Auch in Leipzig schien die Homosexuellen eine wahre Euphorie erfaßt zu haben. Spontan kam es zur Gründung von »Freundschaftsvereinen«. Ihre genaue Zahl ist nicht bekannt. Sie wird auch kaum zu rekonstruieren sein, da entsprechende Unterlagen in den städtischen Archiven nicht vorhanden sind. Einige Vereine schienen sich, kaum daß sie ihre Gründung bekannt gegeben hatten, auch schon wieder aufgelöst zu haben. Geblieben sind lediglich Namen in Anzeigen und Berichten in der einschlägigen Presse, wie: Gesellschaft *Grüne Nelke* (Antonstraße 6), *Club Harmonie* (er annoncierte mit dem Vermerk: Nur rechtschaffene, gebildete Leute des Mittelstandes, jedes Alters. Postlagerkarte 788, Leipzig 1), *Club der Freunde*, *Club Leipzig*, *Verein Frohsinn* und andere. Nur über zwei, die *Gemeinschaft Wir* und den *Freundschaftsclub Leipzig*, wissen wir etwas mehr.

Bruno Vogel und die »Gemeinschaft Wir«

»Ernstgemeinte Invertierte sowie objektiv an der Invertiertenbewegung interessierte Herren werden gebeten, sich zwecks Einführung an unsere Anschrift Postlagerkarte 222, Leipzig Hauptpostamt zu wenden«, so lautete der Text einer Anzeige, die ab 1922 im *Freundschafts-*

blatt erschien. Der nicht genannte Inserent war die »Gemeinschaft Wir« — eine Gruppe, die (vermutlich) ein Jahr zuvor Bruno Vogel (1898-1987) gegründet hatte. Der gebürtige Leipziger war zu dieser Zeit Student der Universität, später sollte er durch sein schonungslos antimilitaristisches Buch *Es lebe der Krieg! Ein Brief* und den homoerotischen Roman *Alf* bekannt werden. »Unsere kleine Gruppe ›Wir‹ wollte regional in der gleichen Weise wirksam werden wie das WhK«, berichtete er Jahrzehnte später Charlotte Wolff, der Biographin Hirschfelds, die ihn interviewte. (Wolff 1986, S. 423) Er habe in Leipzig einfach ein Restaurant gesucht, wo sich Leute seiner Art regelmäßig treffen konnten. Und er war so umsichtig, die Polizei von seinem Unternehmen zu informieren. Der Treffpunkt sei ein Ort gewesen, wo Gymnastik betrieben wurde, aber auch ernsthafte Diskussionen stattfanden. »Es war ein Ort, wo man so gut wie alle Dinge tun konnte, so auch tanzen und unsere mehr intimen ›Übungen‹. Doch in erster Linie war *Wir* ein seriöses Unternehmen und genöß bald innerhalb wie auch außerhalb Leipzigs Anerkennung«. (Wolff 1986, S. 421; Übers. d. Verf., G.) Zwar verzeichnete Anfang der zwanziger Jahre ein *Internationaler Reiseführer* — er listete für Deutschland und das Ausland Orte in alphabetischer Reihenfolge auf, »in denen sich Freundschaftsbünde, Verkehrslokale, Hotels, Pensionen usw. befinden, die anständigen Invertierten ein Heim bieten können«²¹ — noch eine Ortsgruppe von *Wir* in Chemnitz, doch scheint sich die Gemeinschaft mit ihren Aktivitäten vor allem auf Leipzig konzentriert zu haben. Von der Polizei der Messestadt habe er nichts zu befürchten gehabt, so Vogel. Zwar hätte es einmal eine Razzia gegeben, die habe jedoch nicht dem Verein, sondern rechtsradikalen Besuchern gegolten. Persönlich brachte sie ihn allerdings in Verlegenheit, da er in Gesellschaft eines »jungen, etwas heruntergekommenen Mannes« war, den er irgendwo aufgegabelt hatte. Glücklicherweise war es Vogel möglich, »ihn in der Toilette in einen sauberen Anzug zu stecken, der ihn weniger ›verdächtig‹ aussehen ließ. Der Polizist war nicht gekommen, um etwas gegen das Treiben der Gruppe zu unternehmen, er wollte

²¹ *Der Internationale Reiseführer*. Berlin: Karl Schulz 1920-21. Herzer gebührt das Verdienst, dieses Rarum nach dem in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin befindlichem Original (Sign.: Ps 4574) reproduziert und damit für eine breite Benutzung zugänglich gemacht zu haben. MH (d.i. Manfred Herzer), Spartacus Gay Guide 1920. In: *Capri*, H.4, 1991, S.29 - 43.

einen der Rechtsradikalen wegen Mordverdachts festzunehmen [...] *Wir* wurde wieder in Ruhe gelassen.« (Wolff 1986, S. 421; Übers. d. Verf. G)

In seiner Tätigkeit scheint *Wir* recht rege gewesen zu sein, wie aus Anzeigen von Veranstaltungen ablesbar ist. Im Zeitraum August 1922 bis Februar 1923 wurden angeboten:

29. August 1922: Vortragsabend »Homoerotik in der Literatur«

12. September 1922: Vorlesung aus Kurt Hillers § 175. *Die Schmach des Jahrhunderts*

19. September 1922: Sagitta's *Bücher der namenlosen Liebe*

26. September 1922: Unterhaltungsabend

10. Oktober: Vortrag: Dantes Weltanschauung und das Problem des Eros

15. Oktober 1922: Tagesausflug nach Naumburg, Schulpforta, Bad Kösen, Rudelsburg

17. Oktober 1922: Eigenes eines Eigenen

24. Oktober 1922: Unterhaltungsabend

31. Oktober 1922: Vorlesung aus Platens Tagbüchern (mit Erläuterungen)

7. November 1922: Mitgliederversammlung

21. November 1922: Diskussionsabend: Haben wir eine Invertiertenbewegung?

2. Dezember 1922: Indische Nacht (mit Kostümen)

6. Dezember 1922: Monatsversammlung

12. Dezember 1922: Vortrag: Haben wir eine Invertiertenbewegung? Mit Diskussion

19. Dezember 1922: Vorlesung: Heinrich Heine, Bäder von Lucca

26. Dezember 1922: Gemütliche Zusammenkunft.

13. Januar 1923: Werbeabend

23. Januar 1923: Zusammenkunft/Diskussion

30. Januar 1923: Der Invertierte und seine Stellung in der Sozialpolitik

6. Februar 1923: Monatsversammlung²²

Auch Hirschfeld hatte von *Wir* erfahren. »Er war« — so Vogel — »sehr interessiert an der Arbeit von ›Wir‹.« (Wolff 1986, S. 423) Zur Naturforschertagung in Leipzig im September 1923 sei er »recht neugierig« in die Messestadt gefahren, um mit Bruno Vogel bekannt zu werden. Für die Mitglieder von *Wir* hielt er schließlich einen Vortrag im Rosental-Casino

²² Zusammengestellt nach Anzeigen in *Die Freundschaft, Der Eigene, Blätter für Menschenrecht*. Die Durchsicht der Zeitschriften hatte freundlicherweise Alf Preißler, Dresden, übernommen, dem ich dafür an dieser Stelle herzlich danken möchte.

über den gegenwärtigen Stand des Invertierten-problems. Die *Neue Leipziger Zeitung* berichtete darüber unter anderem: »Die Erörterung dieser Frage kann in diesem Jahr einen Gedenktag feiern. Vor 25 Jahren wurde das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee* gegründet, das sich ein nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst dadurch erworben hat, daß es sich vor allem die Aufklärung des Volkes durch populäre Schriften [...], der Gelehrten durch wissenschaftliche Veröffentlichungen [...], durch Vorträge, Petitionen, Veranstaltung öffentlicher Versammlungen usw. angelegen sein läßt.«²³

Nach 1923 verliert sich die Spur von *Wir*. Es ist möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß sich die Gruppe, wie andere Vereine auch, einer neuen Organisation, dem aus dem *Deutschen Freundschafts-Verband* hervorgegangenem *Bund für Menschenrecht* angeschlossen hat.

Leipzigs Schwule im Bund für Menschenrecht

Der *Deutsche Freundschafts-Verband* ging hervor aus dem *Berliner Freundschaftsbund*. Am 29. August 1919 hatte sich der Berliner Verein mit lokalen Gruppen u. a. aus Frankfurt/M, Hamburg und Stuttgart zum *Deutschen Freundschafts-Verband (DFV)* zusammengeschlossen. (Krasch-Haack 1924, S. 26) Im Jahr 1921 hielt er mit allen Vereinen, darunter nun auch der *Leipziger Freundschaftsbund*, seinen ersten Verbandstag in Kassel ab; ein Jahr später wurde der Berliner Unternehmer und Schwulenaktivist Friedrich Radszuweit (1876-1932) zu seinem ersten Vorsitzenden gewählt.

In der Messestadt trat der DFV am 1. und 2. April 1923 zu seiner dritten Jahrestagung zusammen. Nach Angaben des Veranstalters nahmen daran 19 regionale Vereine teil, die 2780 Mitglieder repräsentierten. Das Treffen wurde später als »Markstein in der Geschichte der Gesamtbewegung« bewertet.²⁴ Was war geschehen? In Leipzig wurde beschlossen, den Namen zu ändern und sich fortan *Bund für Menschenrecht e.V. (B.f.M.)* zu nennen. Diese Namensänderung hatte programmatischen Charakter. Sie signalisierte das Ziel: sich für ein elementares Menschenrecht einsetzen zu wollen, das bislang einer bestimmten Gruppe vorbehalten wurde, nämlich: seinen Intimpartner

frei und ohne Angst vor strafrechtlicher Verfolgung auch aus den Reihen des eigenen Geschlechts wählen zu können. Radszuweit wurde in Leipzig zum I. Bundesvorsitzenden gewählt. Dieses Amt behielt er bis zu seinem Tod 1932. Außerdem wurde beschlossen, daß die von Radszuweit begründete und in seinem Berliner Verlag erscheinende Zeitschrift *Blätter für Menschenrecht* ab sofort das offizielle Organ des B.f.M. sein sollte.

Während das WhK Hirschfelds sich als Aktionskomitee verstand, das, basierend auf wissenschaftlichen Einsichten in das Wesen der Homosexualität, Protestaktionen gegen den § 175 organisierte, ging der Anspruch des B.f.M. weiter. Der Verein wollte eine Massenorganisation für den »gewöhnlichen« Homosexuellen sein. Von Anfang an ließ er die Absicht erkennen, im Kampf wider den § 175 die politische Führung übernehmen, also die Homosexuellen-Bewegung in Deutschland leiten zu wollen. »Wie müssen siegen und werden siegen, wenn wir wollen«, heißt es 1924 in einer Kampfschrift des B.f.M. »Wir müssen uns rühren. Petitionen über Petitionen, Resolutionen über Resolutionen müssen wir eingeben. An die Regierung müssen wir uns wenden, an die Parlamente, an die Behörden, immer und immer wieder. Man muß wissen, daß wir noch leben und nicht tot zu kriegen sind. Wir wollen Rechte als Bürger eines Staates, nicht nur Pflichten [...] Wir müssen kämpfen bis wir siegen, bis wir unser Recht haben, das Recht, das jeder Bürger im Staate fordern kann. Persönliche Freiheit der freien Persönlichkeit.« (Leipzig 1924, S. 13)

Allerdings beschränkte sich der B.f.M. nicht auf politische Aktionen. Er organisierte auch Freizeitveranstaltungen, Ausflüge, Tanztees, Bälle und andere Geselligkeiten. Darin ist sicher auch ein Grund zu sehen für den großen Zulauf. Die Mehrheit der in Deutschland existierenden regionalen Homosexuellen-Vereine, Gruppen und Grüppchen trat dem B.f.M. in den Folgemonaten bei. Die besonderen Namen, die sie sich gegeben hatten, ließen sie fallen und nannten sich Ortsgruppe XY des Bundes für Menschenrecht. Die Ortsgruppe Leipzig gab als Postanschrift an: Anfragen nur Lagerkarte 520, Leipzig C1. Ihr Treffpunkt war das Lokal *Zum Mägdebrunnen*, Roßplatz 9. Im Jahr 1929 zählte der Vorstand des Vereins die Leipziger Gruppe zu den »großen unerschütterlichen Ortsgruppen« — wie die von Berlin, Breslau,

²³ Neue Leipziger Zeitung vom 23. September 1923.

²⁴ *Blätter für Menschenrecht (BfMR)*, 10.Jg., Nr.4/5, 1932, S.12.

Frankfurt/M, Hamburg, und Weimar.²⁵ Zwei Jahre später konnten die Leipziger auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. »Nichts lag näher«, hieß es in einer kurzen Notiz, »als diesen Tag durch eine Feier festlich zu begehen. Friedrich Radszuweit, der 1. Bundesvorsitzende, erfüllte unsere Bitte, die Festrede zu übernehmen und es ist wohl nicht zuletzt seinen glänzenden Ausführungen zu danken, daß unsere Feier einen solch erhebenden Verlauf nahm. Durch Ausschmückung des Saales mit frischen Lorbeerbäumen, passender Dekoration war der feierliche Rahmen für eine wirkliche Feier geschaffen und fast erwies sich der Saal als zu klein, doch mit einigem guten Willen konnte man auch die vielen Gäste unterbringen. Friedrich Radszuweit gab zuerst einen kurzen Überblick über den Stand unserer Bewegung, welche Aussichten bestehen, und daß gerade im augenblicklichen Stadium alle Kräfte angespannt werden müssen, um die Stoßkraft der Bewegung beizubehalten.«²⁶

Keine Rolle dürfte in Leipzig der Homosexuellenbund *Gemeinschaft der Eigenen* (GdE) gespielt haben. Die kleine Gruppe um den Schriftsteller Adolf Brand (1874-1945) hatte sich bereits 1903 in Opposition zum WhK gegründet und propagierte in ihren Veröffentlichungen, vor allem in der von Brand herausgegebenen Zeitschrift *Der Eigene*, ein an militärischen Tugenden und herber Männlichkeit orientiertes Bild vom »echten« Mann. Zwar berichtete Brand 1919, daß neben Hamburg auch in Leipzig »eine lebensfrohe Vereinigung junger Studenten« einen Zweigverein der GdE außerhalb Berlins bilden wolle, (Herzer 1997, S. 89) doch scheint es bei dieser Absichtserklärung geblieben zu sein, denn in den Folgejahren gibt es keinerlei Hinweise auf eine lokale Gruppe in Leipzig. Im Jahr 1926 erschien in *Der Eigene* noch einmal eine Anzeige, in der es hieß: »Leipziger Tafelrunde. Den Herren Akademikern, die sich für das Zustandekommen des Planes interessierten, hiermit zur Nachricht, daß der Kunstmaler, der die Leitung übernehmen wollte, studienhalber jetzt in Ungarn weilt. Er bedauert sehr, daß er zu der vorgeschlagenen Besprechung nicht erscheinen konnte. Ich muß die Leitung jetzt einem anderen Mitglied übertragen. Neue Anmeldung bitte ich unter obiger Kennmarke zu besorgen. A. D.«²⁷ Auch dieser Kreis tritt in den Folgejahren

nicht in Erscheinung, scheint also nicht zustande gekommen zu sein. Eine Ortsgruppe der GdE unter dem Namen Tafelrunde konnte bisher nur für Dresden nachgewiesen werden. Damit wird bestätigt, was bereits aus anderen Untersuchungen bekannt ist: Auch in der Weimarer Republik blieb die GdE das, was sie vor dem Ersten Weltkrieg war: ein Privatverein des Schriftstellers Adolf Brand. (Herzer 1997, S. 49 ff.)

»Einschlägige« Lokale und Kneipen — Leipzigs »Brutstätten der Unzucht«

Neben den Vereinen waren Kneipen und Lokale gesellschaftliche Treffpunkte Homosexueller. Sie hat es zu allen Zeiten gegeben. Eines der ältesten Schwulen-Lokale Leipzigs befand sich in der Nähe des Bayrischen Bahnhofs. In der Nacht zum 17. September 1911 wurden die Gäste (wieder einmal) von einer Razzia überrascht. Unter Führung eines Kriminalkommissars habe, so meldeten die *Neuesten Nachrichten*, »eine starke Patrouille der Kriminalpolizei in der Nacht zum Sonntag ein Ball von solch Personen gestört, die sich wegen § 175 des Str.G.B. schuldig machten. Er wurde in einem kleinen Lokal nahe der Nürnberger Straße abgehalten. Dabei wurden als Frauen verkleidete Mannspersonen angetroffen, die zum Teil kostbare Toiletten trugen, mit Schmucksachen überreichlich behangen waren und täuschende Ähnlichkeit mit Frauen hatten. Zur Vermeidung weiteren Unfugs wurden die »Dämchen« nach dem Polizeiamt sistiert, wo ihre Umkleidung veranlaßt und sie am nächsten Morgen für das Album photographiert, dann aber entlassen wurden.«²⁸

Bei dem »kleinen Lokal nahe der Nürnberger Straße« handelte es sich um den *Rothenburger Krug*, Sternwartenstraße 16. Nach 1918 warb es offen in einschlägigen Zeitschriften, empfahl sich als »Urgemütliches Lokal für Freunde und Freundinnen!« Ob die Adresse Sternwartenstraße tatsächlich eine Empfehlung war, ist zu bezweifeln. Das Viertel von Königsstraße, Sternwartenstraße, Seeburgstraße (von Leipzigern auch verächtlich »Seepiepe« genannt) und Johannisthal gehörte zu den traditionellen Armenvierteln der Messestadt, im 19. Jahrhundert hieß es das »wilde Viertel.«²⁹ Hier war die billige Bordell- und Straßenprostitution zu

²⁵ BfMR, 7. Jg., Nr.1, 1929, S.16.

²⁶ BfMR, 9. Jg., Nr.2, 1931, S.5.

²⁷ *Der Eigene*, H. 8, 1926/27 (ohne Seitennumerierung).

²⁸ Polizeilich aufgehobenes Ballvergnügen. *Neueste Nachrichten* vom 18.9.1911. StAL PP-V 3985.

²⁹ Semming, H., Das wilde Viertel in Leipzig. In: *Der Leuchtturm*, Jg. 2, 1847, S.17 – 21.

Hause (Richter 1932, S. 68 ff.) der Rothenburger Krug lag also mitten »im Milieu«.

Dem Bericht eines selbsternannten lokalen Sittenrichters lassen sich einige interessante Details zum Treiben im *Rothenburger Krug* entnehmen. So heißt es in dem von ihm 1921 herausgegebenen Lokalblatt — es trug den beziehungsreichen Titel *Die Fackel* — unter anderem: »Schon seit langem beobachte ich den Rothenburger Krug, an dem ich ein reges Interesse habe und der durch seine schönen Plakate sich dadurch Gäste zu erwerben sucht, indem er Einladungen an Freundinnen erläßt und zu einem Freundschaftsbund auffordert. Die Veranlassung wird wohl eine in Berlin erscheinende Wochenschrift gewesen sein, für welche in dem Lokal durch Plakate usw. Propaganda gemacht wird. Die Besucher dieser Stätte sind eigenartige Gestalten, die durch ihr weibisches Benehmen und Kleidung auffallen. Auch bei vielen ist der Gesichtstypus eigenartig, doch ist hier wohl anzunehmen, daß es sich um Ausländer, meistens Russen handelt. Obwohl Mittwochs Vereinsabende stattfinden, herrscht doch der regste Verkehr sonnabends. Da kann man zahlreiche Anhängerinnen der lesbischen Liebe sehen, die mitunter auch in Männerkleidung erscheinen. Die Person am Klavier singt dann mit einer auffallend hohen Stimme Lieder, so daß man nicht recht klug daraus wird, wer sich in dieser Kleidung verbirgt, ob Mann oder Weib. Anstößig geht es im großen und ganzem dort nicht zu, auch sind die Besucher frei von Zoten. Nach Schließung der Gaststätte entrollt sich das eigentliche Leben. Es gibt in der Sternwartenstraße verschiedene Zimmer für die zügellosesten Ausschweifungen bis in die frühen Morgenstunden hinein.«³⁰

³⁰ Der *Rothenburger Krug*, Sternwartenstraße. In: *Die Fackel. Unparteiische Wochenschrift für Recht und Freiheit*, Nr.14, 1921, S.1. *Die Fackel* erschien 1920 und 1921. Nachgewiesen werden konnten 12 Hefte. Es ist nicht sicher, ob das Blatt nach 1922 weitergeführt wurde oder ob es (als Folge der Inflation?) sein Erscheinen einstellte. Über den Herausgeber der *Fackel* Paul Berner, wohnhaft Leipzig-Schleußig, Stieglitzstraße 9, ist wenig bekannt. Er war vor 1920 Hausdetektiv im Warenhaus Gebr. Joske, Windmühlenstraße. In seinem Blatt pries er sich selbst als »genialer, scharfsinniger Kriminalist«. Das Ziel seines Revolverblattes — um ein solches handelt es sich bei der *Fackel* — hatte er in der 1. Ausgabe wie folgt beschrieben: »Auch in Leipzig sind die Brutstätten des Lasters, des Leichtsinns, der Leidenschaft und der Nepperei und die Schlupfwinkel vieler unlauterer Machenschaften an der Tagesordnung [...] Mit der Herausgabe *Der Fackel* habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, den Kampf gegen dieses Unheil aufzunehmen (Nr.1, 1920, S.1). In der Folge brachte er »Enthüllungen« über die Prostitution in Leipzig: *Die Geheimnisse des Böttchergässchens* (Nr.2, S.1); *Zuhälter und Dirnen auf dem Leipziger Hauptbahnhof* (Nr.3, S.1); *Unzuchtbazillen* (Nr.4, S.3); *Berüchtigte Spiel-Klubs und Spiel-Höllen in Leipzig* (Nr.6, S.1) und - wie bereits erwähnt - über Treffpunkte von Lesben und Schwulen.

Ein anderes Lokal warb mit der Anzeige »Leipzig! Wo treffen wir uns? In der gemütlichen Albertsburg, Albertstraße [heute Riemannstraße] 11«. Mit dem Hinweis »Gediegene Einrichtung, billige Speisen und Getränke« und dem Zusatz »Freitags: Klubabend der *Gesellschaft Grüne Nelke*« animierte das Restaurant Seifert, Antonstraße 6, »alle Freunde und Freundinnen« zum Besuch.

Stammlokal der Leipziger Homosexuellen war das Restaurant *Zum Mägdebrunnen*, Roßplatz 9. Hier war täglich Tanz, häufig gab es »Bälle der Invertierten«. Mit Anzeigen, wie »Nur einzig im Zentrum Leipzig, Mägdebrunnen Diele (Italienische Nacht). Treffpunkt aller Meßbesucher. Großstadtbetrieb! Gute Küche, ff. Weine. Alles da am Roßplatz Nr.9, Saal im 2.Hof«, lockte es neben Einheimischen auch Messebesucher. Dem uns schon bekannten Sittenrichter muß es als wahres Sodom und Gomorrha erschienen sein. In seiner *Fackel* läßt er einen jungen Döbelner zu Wort kommen, der von einem Leipziger Homosexuellen in den *Mägdebrunnen* »verschleppt« wurde. Wir lesen: »Von der Petersstraße nach der Promenade zugehend begegnete mir ein junger Mensch, der mich um Feuer bat. Bereitwilligst [sic!] kam ich diesem Wunsch nach, und dieser knüpfte mit mir ein Gespräch an, er lud mich ein, mit ihm nach dem *Mägdebrunnen* zu gehen, und da mir das Lokal unbekannt war und ich annahm, daß es sich um ein Tanzlokal handelte, willigte ich ein. Dort angekommen, führte mich dieser junge Mann durch zwei schmale Höfe, bei deren Passieren mir schon ganz unheimlich wurde. Ich vernahm schließlich Musik, Gekreisch und Gejohle, so daß sich meine Bedenklichkeit schließlich legte. Beim Betreten des Saales bot sich mir ein widerwärtiges Bild: ein Krüppel trat vollständig nackt als Akrobat auf, d. h. er markierte die Sache, nachdem verkaufte dieser Bücher und Zeitungen. Die Gesellschaft bestand durchweg aus Herren, eine Anzahl war in Damenkleidung. Mein Begleiter verlangte auf meine Kosten zu essen, er forderte Zigaretten und letzten Endes eine Flasche Wein von mir bezahlt. Da ich inzwischen merkte, daß ich in eine abnorme Gesellschaft geraten war, lehnte ich die verlangte Flasche Wein ab. Man hielt mich schließlich auch für einen homosexuellen Menschen, denn die als Damen Verkleideten drängten sich auffällig an mich heran. Ich unterhielt mich alsdann mit einem andern Herrn, der mir erzählte, daß hier jeden Mittwoch, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag Ball der Gesellschaft wäre. Von den

widerwärtigsten Szenen, deren Augenzeuge ich wurde, kann und darf ich an dieser Stelle nichts wiedergeben.« Mit diesem Satz schließt der Bericht und vom Herausgeber wird hinzugefügt: »Der *Mägdebrunnen* ist ja als Stammlokal dieser abnormen Gesellschaft stadtbekannt, und man sollte mit Recht annehmen, daß diesem Unwesen mehr gesteuert würde.«³¹

In einer späteren Ausgabe setzte er noch eins drauf. Ein weiterer Denunziant kommt zu Wort. Er schildert eine Begebenheit, die »die Polizeibehörde veranlassen sollte, die Vereinsabende [im *Mägdebrunnen* - G.] zu überwachen«. Geplant war ein Vortrag für Homosexuelle. »Leider kam Herr R. nicht. Als Begründung wurde angegeben, daß Herr R. polizeilich abgehalten worden wäre. Es wurde dann zur Gründung eines homosexuellen Vereins geschritten, und zum Vorstand wurde der Nackt-akrobat Hans Faber gewählt. Dieser Herr ist eine mir wohlbekannte Persönlichkeit, und hat er noch acht Monate Gefängnis wegen Sittlichkeitsvergehen abzumachen. In diesen Kreisen wird er »Kindesmörder« genannt. Dieser Verein ist nur ein Deckmantel gegen die Polizei und um vor allen Dingen Unwissende nach dem *Mägdebrunnen* zu verschleppen. Eine besondere Spezialität von F. ist es, 14 bis 17 Jahre alte Burschen zu fangen und zu verkuppeln. Weiterhin gehört zu dem Vorstände ein Herr aus Lindenau, dessen Spitzname *Ella* ist. Als Schriftführer hat man Herrn Walther L. gewählt, der ständig in Weiberkleidern herumläuft; sein Spitzname ist *Malchen*. Diese ganze Aufmachung und der Betrieb sprechen dafür, daß der Verein im wesentlichen mit Leuten rechnet, die aus der unnatürlichen Veranlagung ihrer Mitmenschen Nutzen ziehen wollen. Insbesondere weise ich auf den Fall Sch. und Z. in der Jakobstraße hin. Der alte Sch. ist jetzt schwerkrank und hat ein Mastdarmleiden. Der Geliebte Z. geht aber weiter auf Fang und läßt sich schwer bezahlen. Daß hier Abhilfe geschaffen wird, und daß eine Trennung sowie ein Unterschied von den anständigen Homosexuellen gemacht wird, die unter ihrer Veranlagung sehr zu leiden haben, halte ich für eine Forderung, die restlos erfüllt werden muß.«³²

Neben den bisher genannten, auch im bereits erwähnten *Internationalen Reiseführer* aufge-

führten Lokalen, waren als »einschlägig« noch folgende Leipziger Gaststätten bekannt: das *Restaurant Stiehler*, Reichelstraße 3, die *Elisenburg*, Elisenstraße (Bernhard-Göring-Straße) 13, das *Kleine Landgericht*, Moltkestraße (Alfred-Kästner-Straße) 46, die *Rheinische Winzerstube*, Ranstädtischer Steinweg (Ludwig-Jahn-Allee) 13 und die *Burgkellerklause*, Naschmarkt 1-3.

In den meisten der hier genannten Lokalitäten konnten, wie Anzeigen zu entnehmen ist, die jeweils neuesten Ausgaben der homoerotischen Magazine gekauft werden. Außerdem vertrieb die Buchhandlung Spohr die Zeitschriften *Die Freundschaft* und *Der Eigene*. Der als »Nackt-akrobat« und »Kindesmörder« denunzierte Faber annocierte hin und wieder in *Die Freundschaft*: »Wichtige homoerotische Schriften und Romane bezieht man am besten durch Johann Faber, Leipzig, Sternwartenstraße 65. Vertreter der Zeitschrift *Der Eigene*«.

Nicht als Homosexuellen-Lokal, wohl aber als Ort bekannt, wo man(n) auch männerliebende Männer kennenlernen konnte, war der *Markt-automat* in der Petersstraße, von Einheimischen auch Bouillon-Keller genannt. Wie alle Automatenrestaurants war er aufgrund der niedrigen Preise ein Ort, wo neben Durchreisenden und Leuten mit »kleiner Marie« allerlei Volks, auch Huren, Zuhälter, Strichjungen anzutreffen waren. Sie gaben dem Markt- (oder Peters) automat (wie er auch genannt wurde) ein spezifisches Kolorit. »In diesem Lokal Kellner zu sein, ist meines Erachtens nach eine gewisse Art von Perversität; als anständiger Mensch darin zu sitzen, aber direkt unmöglich. Also mußte ich mich schon »unanständig« machen,« heißt es in einem zeitgenössischem Bericht. »Zu diesem Zwecke suchte ich die Toilette auf und gab meinem Äußern ein weniger elegantes Ansehen. Da man mit den Wölfen heulen muß, nahm ich mir ein »süßes« Mädels an den Tisch [...] Die »Venus« an meiner grünen Seite taute bei einem Glase Kognak langsam auf und kam ins »Quasseln«. Die »Stuppen« gäben nischt mehr aus, schon seit einem Monat sei sie nicht mehr »voll« gewesen. Ob ich »ne Amsel« springen ließe? Sie wäre auch nicht so und bliebe für ein »Pfund« gerne bei mir [...] Links am Nebentische wurde gesockt [gezockt?], ganz harmlos, »Meine, Deine«, um die Groschen. An den Wänden entlang schmiegen sich Paare, begehrlig Blicke wechselnd, zärtlich aneinander [...] Heftig gestikulierend »er«, weinend »sie«, kam ein Pärchen am Tische vorbei. Ich fing gerade noch die ungeniert gespro-

³¹ *Mägdebrunnen* am Roßplatz, das Stammlokal der Homosexuellen. In: *Die Fackel*, Nr.9, 1921, S.1.

³² *Mägdebrunnen* am Roßplatz, das Stammlokal der Homosexuellen. II. Teil. In: *Die Fackel*, Nr.11, 1921, S.2.

chen Worte auf, »wenn de heite widder gene Marie hast, schwirrst«. Erneuter Tränenstrom. C'est la vie! Mich ekelte. Ich stand auf und wollte gehen, als ich von einer fremden Hand festgehalten wurde. »Was gibst'n for die Uhr?« Verdutzt sehe ich mir den Freund an und wußte Bescheid. Ich verzichtete, bedauernd, daß ich »tot« sei. Ich verließ nun wirklich das Lokal.«³³

Die Berichterstattung befremdet uns heute, nicht allein wegen ihres denunziatorischen Tenors. Zeitgenössische Leser haben womöglich anders empfunden. Für sie muß es gleichsam sensationell gewesen sein, daß zum ersten Mal eine jedem zugängliche Zeitung so offen über das Treiben an »Stätten der Unzucht« berichtete. Und was die Homosexuellen unter den Lesern anging, haben jene, die weniger gut über die Szene informiert waren, hier gezielte Hinweise zu Treffmöglichkeiten gefunden. »Mit meinem 19. Lebensjahr lernte ich das Tanzen und auf dem Tanzboden lernte man mancherlei Leute kennen. Damals stand der Verkehr des Mägdebrunnens offen zur Debatte. Es wurde ja in Zeitschriften darauf aufmerksam gemacht. So gab [es] seinerzeit die Zeitschrift[en] *Die Fackel* [und] *Die Flamme*, die öffentlich auf den Besuch des Mägdebrunnens aufmerksam machte[n]«, heißt es in einem Vernehmungsprotokoll der Leipziger Kripo aus den dreißiger Jahren. »Durch Sensationslust bin ich dann tatsächlich auch einmal in den Mägdebrunnen gekommen und lernte [...] den Betrieb kennen. Es tanzten dort Männer zusammen und auch lesbische Frauen.«³⁴

Hier wie in einigen anderen Berichten wird erwähnt, daß schwule Kneipen auch von lesbischen Frauen besucht wurden. Lokale ausschließlich für lesbische Frauen lassen sich für Leipzig in den zwanziger Jahren nicht nachweisen. Auch scheint es keinen Club oder Verein für Lesben gegeben zu haben. Ende der zwanziger Jahre annocierte der Bruno Gebauer Verlag für Kulturprobleme, Naunhof bei Leipzig (ab 1929: Leipzig O 28, Eisenbahnstraße 120) den Titel *Berlins lesbische Frauen* und ein nicht näher identifizierter EVA-Verlag

³³ Ein Stündchen im Leipziger Bouillonkeller (Marktautomat). In: *Leipziger Flamme*. »Anti-Fackel« für Recht und Wahrheit, Nr. 3, 1921, S.3.

Die *Leipziger Flamme* war ein anderes Lokalblatt. Es erschien 1921 mit lediglich vier Ausgaben und nannte sich im Untertitel *Anti-Fackel für Recht und Freiheit* (Verlag, Eisenbahnstraße 74). Aufgerufen wurde zum Boykott von *Die Fackel*, denn: Der Inhalt von Berners *Fackel* sei »ein gewissenloser Betrug an seinen Lesern« (Nr.4, 1921, S.2).

³⁴ Strafkakte Willy Friedrich. StA/L/ PP-S 7923

(Leipzig O 5, Kohlgartenstraße 47) das Buch *Sappho und Lesbos*.³⁵ Ob und inwieweit daraus auf Aktivitäten einer Organisation lesbischer Frauen in Leipzig geschlossen werden kann, bleibt weiteren Forschungen vorbehalten.

Klappen, Parks und Grünanlagen

Große Städte übten seit jeher einen besonderen Reiz auf Männer aus, die Männer lieben. Für Leipzig kam als besonders attraktiv das turbulente Treiben während der Messen hinzu, wo viel Volks zusammenströmte. Doch auch außerhalb der Messen trafen sich hier vermögende Kaufleute, flotte Studenten, solide Gelehrte, bevölkerten Soldaten, Bauern, Künstler und Gaukler die Straßen und Plätze der Stadt. Daß es hier auch Treffpunkte gegeben haben muß, wo Männer Männer kennenlernten bzw. Sex miteinander haben konnten, läßt sich aus Beschreibungen der Struktur homosexueller Subkulturen vergleichbarer Großstädte, beispielsweise in Italien oder in den Niederlanden, schließen. Für Leipzig fehlen bislang derartige Studien, insofern läßt sich nur vermuten, wo sich im 19. Jahrhundert, aber auch schon früher, Männer trafen, um es miteinander zu treiben. Gelegenheiten dazu dürften vor allem die Parks und Gärten geboten haben, die nach dem Schleifen der Festungsanlagen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor den Toren der Stadt entstanden und von denen heute nur noch Reste als bescheidenes Grün im etwa ein Jahrhundert später angelegten Promenadenring existieren. Die Anlagen der Promenade zwischen dem alten Ranstädter Tor und dem Thomaspfortchen, zwischen Peterstor und Augusteum, auch der Park um den Schwanenteich müssen jene Orte gewesen sein, die heute Cruising areas genannt werden, zumal — und das ist (im Wortsinn) merkwürdig — alle Örtlichkeiten, die ab etwa Mitte des 19. Jahrhunderts in Polizeiberichten als einschlägige Treffpunkte genannt werden, topographisch hauptsächlich dort gelegen waren.

Das waren nicht nur Orte der Lust, sondern, bedingt durch das Verbot der Männerliebe, auch Stätten, wo das Verbrechen zu hause war, wo Erpresser ihr Unwesen trieben. Beispielsweise meldete das *Leipziger Tageblatt* vom 22. Dezember 1869: »Am 4. Oktober 1869 spät abends traf der hiesige Schneider J. in einer Bedürfnisanstalt einen jungen Mann, welcher ihm alsbald gewisse Vorschläge machte, auf

³⁵ Roellig, R.M., *Berlins lesbische Frauen*. Leipzig 1928; Martenau, H.; *Sappho und Lesbos*. Leipzig 1931.

die J. einging. Zu ihrer Ausführung gingen beide sogleich in die Promenade am Thomaspförtchen. Dort begann der Bursch zu hüsteln, worauf augenblicklich ein zweiter sichtbar ward, der mit dem Ruf: »Geld her!« den J. von rückwärts packte, während ersterer ihn verhin-derte, sich zu wehren. Vor Schrecken stumm, ließ J. sich sein Portemonnaie aus der Tasche greifen, worin ein Thaler 5 Sgr. (waren). Sie forderten indess »mehr« Geld. Als sie mehr aber nicht fanden, rissen sie ihm die Weste vom Leibe und machten sich dann aus dem Staube. Einige Tage darauf wurden beide erkannt und verhaftet. Es waren die Kellner Theodor G. aus Magdala und Oskar Albert Cl. aus Görlitz. Am 20. Dezember wurde jeder von ihnen vom Schwurgericht wegen Raubes zu drei Jahren Arbeitshaus verurteilt.« (Ulrichs 1898, S. 70)

Seit etwa Ende des 19. Jahrhunderts gehörte zu den bekannten, zugleich aber auch zu den berühmtesten öffentlichen Treffpunkten Homosexueller die Grünanlage mit der Bedürfnisanstalt vor dem Alten Theater am Fleischer Platz. Da hier auch der kommerzielle homosexuelle Strich florierte, wurde sie von Einheimischen die »20-Mark-Ecke« genannt. »Eingeweihten und aufmerksamen Beobachtern wird es bekannt sein, daß in den Anlagen am Alten Theater sich jene unglücklichen Wesen herumtreiben, die anders geartet sind als die normalen Menschen. Man kann beobachten, wie besser gekleidete Männer in vorgerückter Abendstunde sich eine für ihre Triebe geeignete Person aussuchen und mit dieser, nachdem sie handelseinig geworden sind, gewöhnlich in die Gerberstraße verschwinden [...] Dunkle Existenzen und lichtscheues Gesindel wissen das »Geschäft« gründlich auszunutzen. In einem Falle sah und hörte ich, wie ein Arbeitsloser für einen derartigen Verkehr 50 M forderte, und nachdem er diese erhalten hatte, zu Tätlichkeiten griff und mit Anzeige drohte, so daß es das bedauernswerte Opfer vorzog, zu verschwinden. Hier einzugreifen, damit diese Homosexuellen mit ihren Begleiterscheinungen des Erpressertums von der Straße verschwinden, halte ich für eine Forderung, die unbedingt sofort erfüllt werden muß,«³⁶ hieß es in *Die Fackel* 1920. Einige Ausgaben später drohte der Herausgeber des Blattes: »Leider ist bis heutigen Tages keine Besserung eingetreten, im Gegenteil, aus Gesprächen der sich An-

bietenden entnehme ich, daß dies die sogenannte 20-Mark-Ecke geworden ist. Ich nehme nochmals Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß diese Mißstände abgeschafft [werden sollten], andernfalls müßte ich beiderseits [Stricher und Freier-G.] mit Namensnennung an die Öffentlichkeit treten.«³⁷

In den zwanziger Jahren waren darüber hinaus als Orte für den schnellen und anonymen Sex bekannt: der Hauptbahnhof, hier insbesondere die vom Querbahnsteig aus zugänglichen Toiletten, die öffentliche Toilettenanlage im Park am Schwanenteich, im Schillerpark und vor dem Neuen Rathaus.

4. Verfolgung und Terror 1933 bis 1945

Die »Machtergreifung« der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 war auch in Leipzig gefeiert worden. Auch Schwule werden am Abend des »Deutschen Tages« — wie er fortan hieß — in Leipzigs Straßen und Lokalen mit »Heil Hitler« - Rufen die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler begrüßt haben. Alles schien normal weiterzugehen, nichts deutete auf die Katastrophe hin, die in wenigen Monaten über der Schwulenbewegung hereinbrechen sollte.

Dabei hatten die Nazis bereits Ende der zwanziger Jahre verkündet, was bei Machtübernahme mit Homosexuellen geschehen sollte: ihre »Ausmerzungen«. Doch derartige Drohungen waren kaum ernst genommen worden. Beispielsweise mußte der Vorstand des B.f.M. bei der Auswertung einer Fragebogenaktion zum Wählerverhalten seiner Mitglieder während der Reichstagswahl am 14. September 1930 feststellen: »Merkwürdigerweise hat eine große Anzahl von Homosexuellen die Nationalsozialistische Partei gewählt, und zwar mit der Motivierung, daß sie nur von der Nationalsozialistischen Partei die Herausführung aus der Wirtschaftsmisere erhoffen. Viele Homosexuelle, die nationalsozialistisch gewählt haben, betonen in ihrem Begleitschreiben, daß die Nationalsozialisten im persönlichen Umgang mit Homosexuellen durchaus nicht so abstoßend und rigoros sind, als es der *Völkische Beobachter* und *Der Angriff* nach außen hin hinstellen. Diese Wähler sind sogar der Ansicht, daß, wenn die Nationalsozialistische Partei tatsächlich zur Macht gelangen sollte, diese die homosexuellen Menschen weder aufhängen noch ausweisen würden, sondern daß sie sich mit

³⁶ Berner, P., Die Homosexuellen am Alten Theater. In: *Die Fackel*, Nr.3, 1920, S.1

³⁷ Die 20-Mark-Ecke am Alten Theater. In: *Die Fackel*, Nr. 8, 1920, S.3.

der Tatsache werden abfinden müssen, daß auch in ihren Reihen ein sehr großer Prozentsatz homosexuell veranlagter Menschen vorhanden ist.«³⁸ Naiv schlußfolgerte daraus der Hauptvorstand, er sähe sich in seiner Auffassung bestätigt, »nämlich, politische Unabhängigkeit [zu bewahren] und energische Agitation derjenigen Homosexuellen, die den rechtsstehenden Parteien angehören, innerhalb diese[r] Parteien zu treiben, damit man dort zum besseren Verständnis über die Homosexualität kommt.«³⁹

Am 21. Januar 1933 feierte die Ortsgruppe Leipzig des B.f.M. ihr 12. Stiftungsfest. »Der dem Fest entsprechend dekorierte Saal war voll besetzt«, heißt es in einem Kurzbericht in der Vereinszeitschrift. Von Nah und Fern seien die Gäste gekommen. »Das Inserat im *Freundschaftsblatt* hatte seine Pflicht erfüllt. Der erste Vorsitzende der Ortsgruppe hielt die Begrüßungsrede, welcher sich ein reichhaltiger bunter Teil anschloß. Auch die Tanzlustigen sind auf ihre Kosten gekommen, dafür sorgte unsere beliebte Tanzsportkapelle.«⁴⁰ Und weiter meldeten die *Blätter für Menschenrecht*: Am 4. Februar fand ein »sehr gut besuchte[r] Maskenball« statt, am 18. Februar folgte ein Kostümfest. Für die bevorstehende Frühjahrsmesse kündete der Vorstand an: »Am 4. März beginnen unsere Messe-Veranstaltungen, wo sich wieder einmal alle Geschäftsfreunde und Artgenossen aus dem ganzen Reich zusammenfinden, wozu wir alle freundlich einladen.«⁴¹ Ähnlich unbekümmert lauteten Berichte aus anderen Städten, über »Tanzveranstaltungen in den Annensälen an den Sonnabenden« in Dresden, über die große Maskerade am 28. Januar 1933 in Hamburg.⁴²

Geradezu prophetisch mutet demgegenüber die karge Mitteilung des 1. Schriftführers im B.f.M., des Berliners H. Friedrich, an, der den Hinweis auf die für den 1. März 1933 geplante Hauptversammlung mit der Bemerkung verknüpfte: »Das Jahr 1933 wird allem Anschein nach für unsere Bewegung ein entscheidendes sein, es ist nicht unmöglich, daß wir einen harten Kampf vor uns haben.«⁴³

Ob die für die Frühjahrsmesse geplanten Veranstaltungen der Ortsgruppe Leipzig des

B.f.M. noch stattgefunden haben, ließ sich nicht feststellen. Die am Tag nach dem Brand des Reichstags, am 28. Februar 1933, erlassenen *Verordnungen zum Schutz von Volk und Staat* und die *Verordnung gegen Verrat am Deutschen Volk und hochverräterische Umtriebe* setzten de facto die Verfassung der Weimarer Republik außer Kraft. Sie waren der Beginn einer von terroristischen Übergriffen bestimmten Politik der »Gleichschaltung« und läuteten die Liquidierung der Demokratie ein. Die Zerschlagung von Einrichtungen der homosexuellen Subkulturen war zwar nur eine, Schwule und Lesben allerdings höchst bedrohende Maßnahme des nationalsozialistischen Terrorregimes.

Wie alle Zeitschriften der »Szene« stellten auch die *Blätter für Menschenrecht* im März 1933 ihr Erscheinen ein, formal wurde der B.f.M. im November 1934 im Vereinsregister in Berlin gelöscht. (Herzer 1997, S.156) Dem Vorsitzenden der Ortsgruppe Leipzig, Hugo Walde passierte - wie seiner Strafakte zu entnehmen ist - zunächst nichts, vielleicht weil er verheiratet war. Ob in Leipzig Kripo und Gestapo im Frühjahr 1933 gegen Schwule und ihre Treffpunkte in ähnlicher Weise wie in Berlin vorgegangen sind, ist nicht bekannt. Einiges spricht dagegen. So lag 1933 im Zuständigkeitsbereich des Polizeipräsidiums Leipzig die Zahl der wegen »widernatürlicher Unzucht« Angezeigten nur unwesentlich höher als im Vorjahr, 108 Personen wurden denunziert. Ihre Zahl sollte sich (erst) 1934 mehr als verdoppeln, danach stieg sie kontinuierlich. Insofern scheint die Entwicklung in Leipzig zu bestätigen, was — Berlin ausgenommen — sich auch in anderen Großstädten abzeichnet: Bis zum Sommer 1934 konnte sich die Mehrheit schwuler Männer in Sicherheit wähen.

Der sogenannte Röhm-Putsch am 30. Juni 1934 veränderte ihre Situation grundlegend. Die von den Nazis angezettelte Hetze gegen Homosexualität und alles Homosexuelle ließ die Anzeigen — und sie sind nur ein Indikator für die nun einsetzende repressive Politik — sprunghaft ansteigen. 1934 wurden in Leipzig 296 Personen des Vergehens gegen § 175 beschuldigt. Im Oktober erhielt (wie alle Polizeidienststellen in Deutschland) auch das Leipziger Polizeipräsidium in der Wächterstraße 5 vom Geheimen Staatspolizeiamt Berlin telegraphisch die Aufforderung, Listen sämtlicher Personen aufzustellen, die »sich irgendwie homosexuell betätigt hatten«. Besonders ausgewiesen werden sollten Mitglieder von NS-Or-

³⁸ BfMR, 8.Jg., Nr.12, 1930, S.7.

³⁹ Ebenda.

⁴⁰ BfMR, 11. Jg., Nr. 2/3, 1933, S. 11.

⁴¹ Ebenda.

⁴² Ebenda, S.10.

⁴³ Ebenda, S.11.

ganisationen, von NSDAP, SS, SA etc. Wenige Monate später — genau im Juni 1935 — wurde das Strafrecht drastisch verschärft. Himmler erklärte Homosexuelle zu Staatsfeinden.

In der Folgezeit brachten die Nazis ein differenziertes Instrumentarium zum Einsatz, schwule Männer in für die »völkische Gemeinschaft« nutzbringende Mitglieder zu verwandeln. Das Ziel ihrer antihumanen Politik lautete: »Umerziehung« zu sogenannten normalen Männern. Um schwule Männer von ihren sexuellen Praktiken abzuhalten, drohte ihnen die Justiz mit einem drastisch verschärften Sonderstrafrecht. Waren bisher nur beischlafähnliche Handlungen strafbar gewesen, wurde nunmehr jegliche »Unzucht« oder als Unzucht gewertete Handlung strafrechtlich geahndet: »Umerziehung durch Abschreckung«. Bei Jugendlichen oder anderen, noch als »besserungsfähig« eingestuft offerierten Psychotherapeuten eine »Umpolung«, bei zu »gewohnheitsmäßigen Sittlichkeitsverbrechern« Erklärten befürworteten Mediziner die sogenannte freiwillige Kastration: »Umerziehung durch Behandlung«. »Schwere Fälle«, wozu Richter und Staatsanwälte vor allem sogenannte Jugendverführer und Strichjungen zählten, erhielten ihre »letzte Chance«. Sie wurden in Konzentrationslager deportiert: zur — wie es zynisch hieß — »Umerziehung durch Arbeit«. Als im Herbst 1936 durch Geheimerlaß Himmlers beim neugegründeten Reichskriminalpolizeiamt Berlin eine zentrale Registraturstelle eingerichtet wurde — die *Reichszentrale zur Verfolgung der Homosexualität und Abtreibung* — hatten ab sofort alle Kriminalpolizeistellen einschlägig Verurteilte, aber auch bei Razzien aufgegriffene oder der Homosexualität verdächtige Männer dorthin zu melden. Die Zentralbehörde erfaßte ihre Personalien und schuf damit Voraussetzungen für ein möglichst rasches und effizientes Zugreifen der Verfolger. Bereits Ende 1940 waren in den Karteien der *Reichszentrale* die Personaldaten von 41000 Homosexuellen gespeichert.

Folgen der antihomosexuellen Propaganda und des repressiven Vorgehens war eine beispiellose Denunziation. Nachbarn, Arbeitskollegen, Passanten zeigten allein auf Grund von Vermutungen oder vom Hörensagen her Männer als homosexuell an.

»Durch einen Vertrauensmann wurde hier vertraulich mitgeteilt, daß sich im Petersautomat jeden Abend Homosexuelle einfinden würden, die dort ihre Bekanntschaften machen und sich

mit diesen zur Ausübung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs dann entfernen würden«, heißt es in einem Vernehmungprotokoll vom September 1935. Und weiter: »Während unserer Streife gegen 22.30 Uhr wurde uns von der Vertrauensperson ein Tisch mit 4 Männern bezeichnet, die regelmäßig sich im Petersautomat aufhalten und angeblich homosexuell sein sollen. Die 4 Personen wurden dem Pol. Präs. zugeführt. Bei der Nachprüfung ihrer Personalien stellten wir fest, daß einer von ihnen, und zwar der Friseur Willy F., bereits in der Päderastenkartei einlag. Die übrigen 3 kamen hier noch nicht vor und bestritten auch, homosexuell veranlagt zu sein. Sie wurden wieder entlassen.«⁴⁴ F. gab zu, homosexuell zu sein, leugnete aber, dort Sexualpartner gesucht zu haben. »Wenn ich mal das Bedürfnis habe, muß ich mir selber helfen (Onanie). Ich suche keinesfalls den Automat auf, um dort Anschluß zu suchen. Ich bin in der Woche 2-3 Mal in diesem Automat. Ich kann mich nicht den ganzen Abend zu meiner 66jährigen Mutter setzen [...] Es ist mir neu, daß sich im Petersautomat Homosexuelle treffen sollen, diesbezügliche Beobachtungen habe ich nicht gemacht.«⁴⁵

F. wurde nicht verhaftet, weil er, so die diesbezügliche Protokollnotiz, »an den Strichplätzen und sonstigen Treffpunkten der homosexuellen Männer bisher nicht mit angetroffen [wurde]. Auch sonst war ihm ein Verkehr in den Kreisen von gleichgeschlechtlich veranlagten Männern nicht nachzuweisen. Zeugen, die in dieser Hinsicht stichhaltige Angaben erbringen konnten, waren nicht zu erlangen. Friedrich liegt in der Kartei als »verdächtig«. Eine aktive Betätigung aus § 175 Str.G.B. war ihm jedoch gegenwärtig nicht nachzuweisen. F. wird auch in Zukunft mit beobachtet werden.« (Im Jahr 1941 sollte er erneut in eine Razzia geraten, nun wurde er verurteilt).⁴⁶

Auch der einstige Vorsitzende der Leipziger Gruppe des B.f.M., Hugo Walde, wurde Opfer einer Denunziation. Im Jahr 1939 zeigte ihn eine Arbeitskollegin an, die meinte, er gäbe sich »zuviel mit jungen Männern« ab. Vom Betrieb aus habe er öfter einen Mann angerufen, außerdem habe sie ihn wiederholt mit einem jungen Mann auf seinem Motorrad gesehen. Das genügte für eine Verhaftung beider Verdächtigten. Für die Polizei war Hugo Walde kein Unbekannter. Bereits 1913 war er wegen Verge-

⁴⁴ Strafsakte Willy F. StAL/PP-S 7923.

⁴⁵ Ebenda.

⁴⁶ Ebenda.

hen nach § 175 mit einem Jahr Gefängnis bestraft worden. 1931 hatte er in seiner Funktion als Vorsitzender der Leipziger Ortsgruppe des B.f.M eine Ordnungsstrafe erhalten. Am Vorabend von Totenfestsonntag war »nach den Klängen eines Grammophons im Gesellschaftssaal des Lokals *Mägdebrunnen* [...] getanzt worden.«⁴⁷ Beide Strafen waren zwar verjährt, wurden Walde aber vorgehalten. Da er geständig war, mit dem neunzehn Jahre jungen Mann einvernehmlich Sex gehabt zu haben, wurde Walde wegen Verführung Minderjähriger zu achtzehn Monaten Zuchthaus verurteilt. Nach Strafverbüßung war er unter planmäßige polizeiliche Überwachung gestellt.⁴⁸ Das bedeutete: Er hatte

1. sich wöchentlich einmal bei der zuständigen Polizeibehörde zu melden;
2. den Wohnort ohne polizeiliche Erlaubnis nicht zu verlassen;
3. jede Wohnungsveränderung innerhalb 24 Stunden zu melden;
4. die Wohnung zur Nachtzeit, d.h. im Sommer von 23 bis 5 Uhr, nicht zu verlassen;
5. Kinderspielplätze nicht zu betreten, sich nicht in Lokalen mit homosexuellem Verkehr, in den öffentlichen Bedürfnisanstalten und deren Umgebung, ferner in den Wandelhallen und Bedürfnisanstalten der Bahnhöfe sowie deren Umgebung zum Zwecke der Anbahnung unzüchtigen Verkehrs aufzuhalten;
6. nicht bei Personen Wohnung zu nehmen, wo Kinder und Jugendliche vorhanden sind.⁴⁹

Außerdem erhielt er ein sogenanntes Strichverbot. Diese von der Leipziger Kripo oft und gern verhängte Disziplinierungsmaßnahme verfügte: »Auf Grund der Erörterungsergebnisse wird dem XY als vorbeugende Maßnahme zum Schutze der Allgemeinheit, namentlich zum Schutze der der Verführung und dem Mißbrauche ausgesetzten Jugendlichen aus ordnungspolizeilichen Gründen hiermit im Stadtgebiet Leipzig unter Androhung einer Haftstrafe von 14 Tagen für jeden Fall der Zuwiderhandlung untersagt:

Das Betreten des gesamten Promenadenrings und der dort befindlichen Bedürfnisanstalten, der Anlagen des Hauptbahnhofs, seiner Eingangshallen, Querbahnsteige und Bedürfnisan-

stalten sowie der jedermann zugängigen Bedürfnisanstalten in Warenhäusern, Speise-Automaten und Einheitspreisgeschäften, der Waldungen, Wiesen und Anlagen der Stadt zur Herbeiführung des Anschlusses an männliche Personen zu unsittlichen Zwecken.«⁵⁰

Regelmäßig überwacht wurden alle der Polizei als Treffpunkte für schwule Männer bekannten Örtlichkeiten. Im Rahmen einer sogenannten Päderastenstreife kontrollierten Kripo und Gestapo vor allem die öffentlichen Toiletten im Hauptbahnhof und die Pissoirs in den Grünanlagen hinter dem Neuen Theater, im Schillerpark und auf dem Promenadenring zwischen Neuem Rathaus und Halleschem Tor. Unter den Gepäckträgern, den Taxichauffeuren, den Aufsichtspersonen der öffentlichen Toiletten und städtischen Bäder hatten sie Spitzel als »geeignete Auskunftspersonen« angeworben.

So heißt es beispielsweise in einem Vernehmungprotokoll vom 15. April 1936:

»In der Zeit von 13.15 Uhr bis 13.45 Uhr beobachteten Krim.-Anwärter Riemer und ich an der Bedürfnisanstalt am Neuen Theater einen Mann, der sich in müßiger und auffälliger Weise dort aufhielt. Wir vermuteten in ihm einen Päderasten. Der uns noch Unbekannte ging wiederholt in die erwähnte Bedürfnisanstalt. Schließlich kam er hinter einem Soldaten aus dieser wieder heraus. Der Soldat ging durch die Schwanenteich-Anlagen in Richtung Hauptbahnhof. Unmittelbar hinter ihm folgte der unbekannte Zivilist. In den Schwanenteichanlagen ging der Zivilist nahe an den Soldaten heran. Wir konnten aber nicht bemerken, daß sie sich unterhielten. Auf Umwegen gingen beide dann fast zusammen durch den Eingang Wintergartenstraße in den Hauptbahnhof. Im Hauptbahnhof - Querbahnsteig gingen beide gemeinsam in die auf der Ostseite gelegene Bedürfnisanstalt. Dort verblieben sie etwa 3 Minuten. Als sie aus dieser wieder herauskamen, gingen sie weiter über den Querbahnsteig in die dort auf der Westseite befindliche Bedürfnisanstalt. Auch hier blieben sie etwa 3 Minuten. Nachdem gingen sie zusammen und sich wieder unterhaltend, die Treppe hinunter nach der Bahnhofsvorhalle (Westseite). Im Eingang dieser Halle trennten sie sich. Der Soldat kam zurück und ging erneut nach einer Bedürfnisanstalt. Der unbekannte Zivilist ging nach dem Bahnhofsvorgelände. Hier wurde er

⁴⁷ Strafsakte Hugo Walde. StAL/PP-S 6174.

⁴⁸ Ebenda.

⁴⁹ Planmäßige Überwachung der auf freiem Fuß befindlichen Berufsverbrecher. Erlaß des Preußischen Ministers des Innern v. 10. Februar 1934. Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt Magdeburg. Rep C 20 1b, Nr. 1839.

⁵⁰ Beschluß des Polizeipräsidiums zu Leipzig. Abteilung II vom ... (es folgt das Datum). Zit. nach: Strafsakte Max W. StAL/PP-S 6213

von Krim.-Anwärter Riemer angehalten und der Kriminalstelle Hauptbahnhof zugeführt. Der Soldat wurde von mir, als er aus der Bedürfnisanstalt herauskam, angehalten und gebeten, mit mir unauffällig zur Kriminalstelle Hauptbahnhof zu kommen.«⁵¹

Observiert und kontrolliert wurden neben den öffentlichen Parks und Toiletten aber auch die als Treffpunkte bekannten Gaststätten. Hier verkehrten Gestapo-Spitzel, verdeckt ermittelte aber auch die Kripo.

Am 3. März 1940 wurde in der *Burgkeller-Klausur* der 24jährige Kontorist Max W. festgenommen. Im Vernehmungsprotokoll der Gestapo heißt es unter anderem:

»Am 3.3.1940 zwischen 23.40 und 0.45 Uhr befand ich mich [der berichtende Beamte - G.] zur vertraulichen Überwachung des homosexuellen Verkehrslokals Burgkeller in den Schankräumen der Burgkellerklausur. In meiner Begleitung befand sich eine Vertrauensperson, die von W. durch auffällige Bewegungen über den Tisch hinweg aufgefordert wurde, einmal hinauszugehen. In meinem Einverständnis ging die Person hinaus, worauf ihr W. sofort folgte. Im Vorraum hat ein übliches Gespräch stattgefunden, woraus die Absichten des W. klar hervorgingen [...] Gegen 0.45 Uhr verließ ich mit meinem Bekannten das Lokal und W. folgte uns ohne jeder Aufforderung. Er sprach uns an und lief mit uns die Grimmaische Straße entlang, auf diesem Wege war eindeutig zu bemerken, daß er Männerbekanntschaft zwecks Ausübung der widernatürlichen Unzucht suchte. In der Nähe des Augustusplatzes wurde die Belästigung des W. so, daß ich mich nunmehr auswies und ihn festnahm. W. ist in der Vernehmung vom 4.3.1940 zu 6 Vergehen geständig.«⁵²

Ähnlich erging es dem Hamburger Werner K. Am 22. Juni 1940 weilte er mit einem Freund im *Burgkeller*. Während einer Razzia wurden beide festgenommen. Im Vernehmungsprotokoll heißt es lakonisch: »Bei der am 22.6.1940 in der Gaststätte *Burgkeller* unauffällig durchgeführten Razzia wurde bekannt, daß der Kristallschleifer K., Vornamen: Werner, Richard, geb. am 18.11.1912 in Hamburg, welcher mit dem Westwallarbeiter H., Vornamen: Otto Erhard, geb. am 12.12.1909 in Dresden Neustadt, dort an einem Tische saß, diesen (H.) zum Bahnhof begleiten wollte, um sich dann erneut

in dieser Gaststätte einzufinden und hier Männerbekanntschaften zu machen. K. und H. wurden daraufhin festgenommen und dem Polizeipräsidium zugeführt.«⁵³

Rigoros war das Vorgehen von Kripo und Gestapo gegenüber Männern, die als »Strichjungen« oder »Mehrfachverführer« galten, also bereits straffällig geworden waren. Im Fall des Werner K. wird das deutlich.

K. war vorbestraft, als er bei der Razzia im *Burgkeller* aufgegriffen wird. Bereits im Juni 1935 war er in Hamburg zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Während seiner Vernehmung in Leipzig sagte er unter anderem aus: »Die Strafe verbüßte ich bis Dezember des gleichen Jahres. Da ich als Strichjunge angesehen wurde und ich mich weiterhin in diesen Kreise bewegte, erfolgte im Jahre 1936 meine Überführung in polizeiliche Vorbeugungshaft. Ich wurde 7 Wochen im Konzentrationslager Fuhlsbüttel bei Hamburg untergebracht. Am 23.11.1937 wurde ich dann auf Grund meines Vorlebens und meiner Vorstrafen unter planmäßige Überwachung gestellt«⁵⁴ Seine Verhaftung in Leipzig und sein Eingeständnis mit Erhard Hartmann sexuelle Beziehungen zu unterhalten, führten zu seiner erneuten Verurteilung — und zur Brandmarkung als »gewöhnheitsmäßiger Sittlichkeitsverbrecher«. Seine Akte schließt mit dem lapidaren Vermerk: »K. wurde am 8.6.1941 nach Verbüßung seiner letzten Strafe als Asozialer und Päderast von der Geheimen Staatspolizei Leipzig in Schutzhaft genommen und am 11.8.1941 der Kripo Leipzig überstellt. Nach Anordnung vom 22.8.1941 wurde K. in polizeiliche Vorbeugungshaft genommen und am 10.9.1941 in das Konzentrationslager Buchenwald überführt. BV-Akten wurden angelegt.«⁵⁵

In das KZ Buchenwald deportiert wurde auch Willy A. aus Holzhausen bei Leipzig. Zwischen 1934 und 1940 war er viermal einschlägig verurteilt worden, nach Verbüßung der letzten Zuchthausstrafe wurde er am im Mai 1943 als sogenannter Gewohnheitsverbrecher in polizeiliche Vorbeugungshaft genommen und am 10. Juni 1943 in das KZ Buchenwald eingeliefert. Hier verstarb er am 24. November des gleichen Jahres, offiziell an »citriger Rippenfellendzündung«, wie es im Telegramm des Lagerkommandanten an die Gestapo Leipzig

⁵¹ Strafsakte Erwin Sch., StAL/PP-S 6458

⁵² Strafsakte Max W. StAL/PP-S 6213

⁵³ Strafsakte Werner K., StAL/PP-S 1425

⁵⁴ Ebenda.

⁵⁵ Ebenda.

hieß.⁵⁶ Da aber gleichzeitig vermerkt wurde, daß den Angehörigen keine Besichtigung des Leichnams erlaubt werden könne, auch eine Erdbestattung nicht möglich sei, ist zu vermuten, daß Willy A. zu den Opfern der an Häftlingen durchgeführten Fleckfieberversuche zu zählen ist.

Am 18. April 1945 marschierten Truppen des V. US-Korps in Leipzig ein. Sie fanden eine Stadt vor, gegen die 38 Luftangriffe, davon 11 Großangriffe, geflogen worden waren. Die historische Innenstadt lag in Trümmern.

»Rings um unsere beiden schönsten und größten Plätze — Augustusplatz und Königsplatz — stehen nur noch ausgebrannte Gebäude, Ruinen oder Schutthalden. Museum, Universität, Paulinerkirche, Neues Theater, Reichspost sind ausgebrannt, teils eingestürzt [...] Am Königsplatz steht das ausgebrannte alte Grassimuseum und die Fassade des ehemaligen Warenhauses Ury, die anderen Gebäude sind ganz zusammengestürzt oder es ragen gespenstige Ruinen in die Luft.« (Röllig 1993, S. 52) Von 225 000 Wohnungen waren 38 000 völlig zerstört und 100 000 beschädigt. 64 Prozent der Universitätsgebäude, 80 Prozent der Messehäuser und -hallen sowie 50 Prozent der Produktionsbetriebe waren vernichtet. Verwaltungsgebäude, Museen und Theater, Kinos und Schulen zerstört. Unter den Opfern waren 14 000 jüdische Bürger zu beklagen, die in den Vernichtungslagern ermordet worden waren. Die Stadt trauerte um 12000 Einwohner, die im Krieg gefallen waren, über 6000 Bürger kamen während der Luftangriffe ums Leben. Das sind Angaben aus offiziellen Statistiken und Berichten, die nach dem Krieg in Leipzig veröffentlicht wurden. (Vgl. u.a. Oehme 1995) Aussagen zu den Opfern unter ihren homosexuellen Bürgern wird man vergeblich suchen.

(Teil II erscheint demnächst in *Capri*)

Literatur

- Dannecker, M.:** Vorwort, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. Eine Auswahl aus den Jahrgängen 1899-1923*. Hrsg. von W.J. Schmidt, Bd. 1, Frankfurt und Paris 1983, S. 5-15.
- Haerberle, E. J.:** Justitias zweischneidiges Schwert — Magnus Hirschfeld als Gutachter in der Eulenburg-Affäre, in: Beier, K. (Hrsg.), *Sexualität zwischen Medizin und Recht*, Stuttgart und Jena 1991, S. 5-20.
- Herzer, M.:** Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack — drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit, in: *Capri*, Nr. 1, 1991, S. 15-30.
- Herzer, M.:** *Magnus Hirschfeld*. Frankfurt und New York 1992.
- Herzer, M.:** Adolf Brand und Der Eigene, in: *Goodbye to Berlin?* Berlin 1997, S. 49-53.
- Herzer, M.:** Das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, in: *Goodbye to Berlin?* Berlin 1997, S. 83-88.
- Herzer, M.:** Die Zerschlagung der Schwulenbewegung, in: *Goodbye to Berlin?* Berlin 1997, S. 155-159.
- Hirschfeld, M.:** Jahresbericht 1905-1906, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, 8, 1906, S. 887- 896.
- Hirschfeld, M.:** *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. 2. Aufl. Berlin 1920.
- Hirschfeld, M.:** *Von einst bis jetzt*. Hrsg. u. mit Nachwort versehen von M. Herzer und J. Steakley. Berlin 1986.
- Hommel, A.,** Hermann Rohleder (1866-1934) und die Anfänge der künstlichen Befruchtung in Deutschland, in: *Medizinisches Journal*, Bd. 29, 1994, S. 121- 148.
- Hutter, J.:** Die Entstehung des § 175 im Strafgesetzbuch und die Geburt der deutschen Sexualwissenschaft, in: *Männerliebe im alten Deutschland*. Hrsg. von R. Lautmann und A. Taeger, Berlin 1992, S. 187-238.
- K.:** Fünfzig Jahre Verlag Spohr, in: *Eros. Extrapost des Eigenen*, Jg. 3, 1931, Nr. 4, ohne Seitenzählung.
- Karsch-Haack, F.,** Die deutsche Bewegung zur Aufhebung des § 175 RStGB und zur Beseitigung der Ächtung geschlechtlichen Verkehrs unter Geschlechtsgleichen. Berlin 1924.
- Leipzig, K.:** *Gesetz wider Gesetz. Die homosexuellen Menschen im Kampf um ihr Menschenrecht*. Berlin 1924.
- Oehme, K. (Hrsg.):** *Alltag in Ruinen*. Leipzig 1945-1949. Leipzig 1995.
- Richter, H.L.B.:** *Die Prostitution in Leipzig*. Leipzig 1932.
- Röllig, G.:** Wir haben unsere Stadt lieb gehabt, in: *Verwundungen. 50 Jahre nach der Zerstörung von Leipzig*. Hrsg. vom Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig, Leipzig 1993, S. XXXX
- Rohleder, H.:** Die Homosexualität eine biologische Variante oder eine Krankheit? In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 22, 1922, S. 16-21.
- Taeger, A. und R. Lautmann:** Sittlichkeit und Politik. § 175 im Deutschen Kaiserreich (1871-1919), in: *Männerliebe im alten Deutschland*. Hrsg. von R. Lautmann und A. Taeger, Berlin 1992, S 239-268.
- Ulrichs, C. H.:** *Prometheus*. 2. Aufl. Leipzig 1898.
- Wolff, Ch.:** *Magnus Hirschfeld*. London 1986



⁵⁶ Strafsakte Willy Angermann. STAL/ PP-S 27

WAS BISHER AUF CAPRI GESCHAH — INHALT ALLER HEFTE

Heft 1/1987 [= Nr. 1]: M. Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / H.Kennedy: Das Geheimnis von Sagitta / M. Herzer: Christian Wilhelm Allers / M. Herzer: Zum Ursprung des Angeborensinns / C.F. Michéa: Des déviations malades de l'appétit vénérien / K.M. Kertbeny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg. ● **Heft 2/1987 [= Nr. 2]:** M.Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund, ein Nazimärchen / Gad Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / George L. Mosse: Homosexualität und Faschismus in Frankreich / Buchbesprechung: Plant, The Pink Triangle. ● **Heft 1/1988 [= Nr. 3]:** M.Herzer: Schwule Preußen warme Berliner / E. Jäger: Vautrins Söhne und Leser / H. Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / B.Balz: Heiliger Abend. ● **Heft 2/1988 [= Nr. 4]:** M. Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Urning Carl von Zastrow / K.M.Kertbeny: Sexualpolitische Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / M. Herzer: Etwas zu Kertbenys Lebenslauf / G.J. Giles: Wilhelm von Gloeden und die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit. ● **Heft 3/1988 [= Nr. 5]:** U. Schücklenk: Arthur Schopenhauer und die Schwulen / A. Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / A. Schmitt: Über Pädersten, Homosexuelle, Kinäden und Schwule / Die Päderasten. Distraction de l'Equipage / S. Karlinsky: Tschaikowskis Selbstmord, Mythos und Realität / Buchbesprechung: Kennedy, The Life and Works of Karl Heinrich Ulrichs. ● **Heft 4/1988 [= Nr. 6]:** G.Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / R.Schildt: Das Ende einer Karriere. Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Staatsdienst wegen widernatürlicher Wollust / Buchbesprechung: Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien. ● **Heft 1/1990 [= Nr. 7]:** G.Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung / B. Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei. Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / B.U.Hergemöller: Chome fue arso uno Sodomito - Lucca 1369 / J.Werres: Als Aktivist der ersten Stunde. ● **Heft 2/1990 [= Nr. 8]:** S.Karlinsky: Schwule Literatur und Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / P.Tatchell: Ten Gay Days that shook East Berlin / M.Eggert: Wie es begann. Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / G.Dworek: Zwei Irrenärzte kommentieren Karl Heinrich Ulrichs / M.Herzer: Unser Ulrichs-Autograph. ● **Heft 3/1990 [= Nr. 9]:** J.C.Féray & M. Herzer: (Homo-) Sexualwissenschaft und Politik bei Karl Maria Kertbeny / M. Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis / R.Wolfert: Mauritz Stillers Vingarna - Stockholm 1916 / Buchbesprechungen: Hodges, Alan Turing Enigma / Werner, Otto Warburg / Günther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175. ● **Heft 4/1990 [= Nr. 10]:** B.U.Hergemöller: Das Verhör des »Sodomiticus« Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachtäuferischen Münster / E. Walsler: Zur Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 und ein Rückblick auf 1942 / M. Herzer: Ludwig Renn / D. Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / Buchbesprechungen: Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm der Tennisbaron. ● **Heft 1/1991 [= Nr. 11]:** M. Herzer: Strafkate von Cramm, Berlin 1938 / M. Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit / B.-U. Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol - Verwirrungen und Verwechslungen / Buchbesprechungen: Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler. ● **Heft 2/1991 [= Nr. 12]:** H. Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / B.U. Hergemöller: Hans Giese und Martin Heidegger / J.A. Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme im Theaterrestaurant Lantsch, Berlin 1880 / G.Knoll: »Le Palladion« - Eine unfreiwillige Philologensatire aus Bremen zu einem komischen Epos Friedrich II. von Preußen / Buchbesprechungen: Åskulap oder Mars? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tuchel, Columbia-Haus. ● **Heft 3/1991 [= Nr. 13]:** W.Kuhn & K.v.Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbiahaus und Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / K.W. Böhm: »Erfüllung einer Lebenssehnsucht« / H.Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows »Hiawatha« / A. Schmitt: Social Constructivism, good bye! / M.Herzer: »Schutzhaftfälle« 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / Buchbesprechungen: Ringdal, Lystens død? / Werner, Mauritz Stiller / Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verlangen / Sinakowski, Das Verhör. ● **Heft 4/1991 [= Nr. 14]:** J.-C.Féray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / M. Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten und die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / P. Sniijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920 »Der Internationale Reiseführer« / Buchbesprechungen: Röhl, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Derks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall. ● **Nr. 15, April 1993:** M. Herzer: Corydon und Vice allemand / A. Got: Le Vice organisé en Allemagne / A. Got: »Anders als die Andern« / N. Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / N. Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« / G. Apollinaire: Ein Augenzeuge der Beerdigung Walt Whitmans / G. Apollinaire: A propos de Walt Whitman / W. Benjamin: In einem Pariser Schwulenbordell / A. Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman / Buchbesprechungen: Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität. ● **Nr. 16, Dezember 1993:** J. Miller: Der Wille zum Wissen. Foucault in Kalifornien / M. Herzer & F. Wagner: Homosexualität und Wahrheit / J.A. Kuhn: Der »Moabiter Löwe« als Emblem der Zeitschrift »Die Freundschaft« / Buchbesprechungen: Kugel, Der Unverantwortliche / Greene-Gantzberg, Herman Bang og det fremmede / Hutter, Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens. ● **Nr. 17, September 1994:** M. Keilson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich / A.Brand: Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175 / H. Sulzenbacher: »Man bekommt aber den Eindruck, als ob Ulrichs nicht recht normal wäre.« / K.H.Ulrichs: Eingabe an das K.K. Justizministerium / M. Herzer: Sandor Ferenczi / S. Ferenczi: Über sexuelle Zwischenstufen / B. Schälicke: Die Ambivalenz schwuler Sieger / Buchbesprechungen: Homosexualität in der NS-Zeit / Herzer, Magnus Hirschfeld. ● **Nr. 18, Februar 1995:** M. Herzer: »Ungewöhnliche Liebesgeschichten« - Ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren / F.A.Adolf: Ungewöhnliche Liebesgeschichten (Berlin 1906) / A.Zinn: Zur sozialen Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten / Expertus: Die »Ausrottung« der Homosexuellen im Dritten Reich (Pariser Tageblatt 1.1.1935) ● **Nr. 19, Juli 1995:** W.v.Rosen: Mänens Kulör, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark / W.v.Rosen: Antikritik, das Homoerotische ist das Homoerotische / M.Herzer: Stimmen aus dem WhK zum Sex mit Kindern / M.Herzer: Zu einem Brief von S.Freud an M. Hirschfeld vom 2.11.1911 / Buchbesprechungen: Sternweiler, Und alles wegen der Jungs / Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung / Balsler u.a., »Himmel und Hölle.« ● **Nr. 20, November 1995:** M.Herzer & A.Sternweiler: 100 Jahre Schwulenbewegung / B. Jellonnek: Homosexuelle im Dritten Reich / H. Detering: Falsche Party / M. Herzer: Der Naturforscher und Dichter Carl Bolle / C. Bolle: Suchen und Finden / R. Wolfert: Zum Briefwechsel Hirschfeld-Björnson / M. Herzer: Schwule Sintenis-Schwärmer / H. Siemsen: Brief an R.V.Cafiero, 1943. ● **Nr. 21, März 1996:** J. Steakley: Film und Zensur in der Weimarer Republik (Der Fall Anders als die Andern) / M. Schuster: Zur Erinnerung an Walter Spies / M. Herzer: Antisemitismus und Rechtsradikalismus bei Adolf Brand / Buchbesprechung: Grauvogel, Theodor von Wächter. ● **Nr.22, August 1996:** M. Herzer: Ungeheure Unzucht - Unnenbar Brudertum / Die braune Blume, Berlin 1929 / R. Wolfert: Herman Bang und Berlin / Verdorbenheit der Sitten in England 1793 / Buchbesprechungen: Grupp, Harry Graf Kessler / Schlegel: Rolf. ● **Nr. 23, Mai 1997:** Programm der Vortragsreihe »100 Jahre Schwulenbewegung« / M. Herzer: In memoriam Günter Maeder / Ch. Isherwood: 4 Briefe an Günter Maeder. ● **Nr. 24, Oktober 1997:** H. Oosterhuis: R.v.Krafft-Ebings Stiefkinder der Natur / M. Herzer: Hirschfeld in Wien / R. Krappe: Eindrücke aus dem KZ / W. Müller: Urning, Samthans & Duden / H. Fuchs: Die dichterische Verwertung der Homosexualität.

EINIGE ÄLTERE HEFTE SIND NOCH BEIM MUSEUMSVEREIN FÜR 5 DM JE HEFT ERHÄLTlich